

HEYNE
BÜCHER

FRITZ LEIBER

Schwerter und Teufelei

FANTASY-ROMAN



FRITZ LEIBER

Der Autor hat mit seinen SCHWERTER-Stories, deren erster Band hier vorgelegt wird, in jahrzehntelanger Arbeit einen der interessantesten und spannendsten Zyklen der Fantasy-Literatur geschaffen. In der Reihe der Heyne-SF ist der Autor durch seinen preisgekrönten Roman WANDERER IM UNIVERSUM (Heyne-Buch 3096) hervorgetreten. Weitere SCHWERTER-Bände des Autors sind in Vorbereitung.

FANTASY

Fafhrd und der Graue Mausling, die Abenteurer des Planeten Nehwon

Durch Zeit und fremde Dimensionen von uns getrennt, träumt die alte Welt Nehwon vor sich hin – Nehwon mit seinen Meeren, Gebirgen, Eisöden, Steppen, Wüsten, Wäldern, Marschen, Kornfeldern, Ruinen, Burgen, Zitadellen und bewehrten Städten.

Nehwon – Eine Welt von kühnen Piraten, wilden Reitern, frechen Dieben, düsteren Zauberern, glatzköpfigen Kultpriestern und beleibten Händlern – ist auch die Welt in der der junge Krieger Fafhrd und der Graue Mausling, der Lehrling der weißen Magie, leben.

Beide Männer – jeder für sich – werden durch widrige Umstände gezwungen, ihren Wohnort zu verlassen und sich auf die Straße der Abenteurer zu begeben

...

FRITZ LEIBER

SCHWERTER
UND
TEUFELEI

Fantasy Roman

Deutsche Erstveröffentlichung



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!

HEYNE-BUCH Nr. 3307
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe

SWORDS AND DEVILTRY

Deutsche Übersetzung von Thomas Schlück

Redaktion und Lektorat: Günter M. Schelwokat

Copyright © 1970 by Fritz Leiber

Printed in Germany 1972

Umschlagzeichnung: Atelier Frank & Zaugg, Wabern/Be.,
Schweiz

Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München

Gesamtherstellung: H. Mühlberger, Augsburg

INHALT

Einführung	7
Die Schneefrauen (THE SNOW WOMEN)	9
Der unheilige Gral (THE UNHOLY GRAIL)	125

Einführung

Durch Zeit und fremde Dimensionen von uns getrennt, träumt die alte Welt Nehwon vor sich hin – Nehwon mit seinen Türmen, Skeletten, Juwelenschätzen, Schwertern und Zaubersprüchen. Der erschlossene Teil des Landes gruppiert sich um das Binnenmeer: nach Norden zu das grünbewaldete wilde Land der Acht Städte, zum Osten hin die Mingol-Reiterstämme, die in den Steppen leben, und die Wüste, die die Karawanen aus den reichen Ländern des Ostens vom Tilth Fluß her durchqueren müssen.

Doch im Süden, mit der Wüste nur durch das Sinkende Land verbunden und überdies noch durch den Großen Wall und die Hungerberge geschützt, erstrecken sich die reichen Kornfelder und wohlbefeiligten Städte Lankmars, des ältesten und wichtigsten Landes Nehwons.

Hingeduckt um die verschlammte Mündung des Hlal-Flusses, sicher eingebettet zwischen den Kornfeldern, der Großen Salz-Marsch und dem Binnenmeer, beherrscht die massiv bewehrte, labyrinthische Metropole Lankmar das Land – eine Stadt voller Diebe und glatzköpfiger Priester, hagerer Zauberer und beleibter Händler – das Unvergängliche Lankmar, die Stadt der Schwarzen Toga.

Wenn wir den Runenbüchern Sheelbas der Augenlosen glauben können, war es in dieser Stadt, daß sich unsere bei den zweifelhaften Helden und Allerweltskerle zum erstenmal begegneten: Fafhrd und der Graue Mausling.

Fafhrds Herkunft ließ sich mühelos an seiner Größe

von über sieben Fuß und seiner Geschmeidigkeit ablesen, aus seiner Vorliebe für gehämmerten Schmuck und an seinem gewaltigen Langschwert: Er war unzweifelhaft ein Barbar aus der Eis-Öde nördlich der Acht Städte und des Trollgebirges.

Die Vorfahren des Mauslings waren weniger offenkundig angesichts seiner kindlichen Statur, seiner grauen Kleidung, seiner Mäusehaut-Kappe, die ein flaches, dunkles Gesicht beschattete, und seines zierlichen Rapiers; doch irgendwie umgab ihn ein Hauch von Städten und südlichen Gefilden, von dunklen Straßen und sonnengetränkten Weiten.

Als sich die beiden herausfordernd anstarrten durch einen Nebel, der nur von entfernten Fackeln leicht erhellt wurde, dämmerte ihnen die erste Erkenntnis, daß sie die lang entbehrten, zueinander passenden Hälften eines größeren Wesens waren und daß jeder von ihnen einen Kameraden gefunden hatte, mit dem zusammen unzählige Gefahren zu überstehen und ein ganzes abenteuerliches Leben zu verbringen war – oder hundert abenteuerliche Leben.

Niemand hätte in diesem Augenblick wissen können, daß der Graue Mausling wirklich einmal Maus geheißen hatte, oder daß Fafhrd erst kürzlich noch ein Jüngling gewesen war, dessen Stimme hoch und dünn klang, der zudem nur weiße Felle trug und noch, obwohl er bereits Achtzehn war, im Zelt seiner Mutter schlief.

Die Schneefrauen

Im Schneewinkel, zur Zeit der Winterwende, fochten die Frauen des Schnee-Clans mit den Männern einen kalten Krieg aus. Sie stapften in ihren weißesten Fellen wie Gespenster herum, kaum zu erkennen vor dem Hintergrund des frischgefallenen Schnees, fanden sich zu Gruppen zusammen, schweigend oder allenfalls zischend wie ärgerliche Schatten. Sie mieden die Gotteshalle mit ihren Stützpfeilern aus lebenden Bäumen und Wänden aus zusammengenähten Häuten und dem hochaufragenden Dach aus Pinienadeln.

Sie versammelten sich im großen ovalen Frauenzelt, das vor den kleineren Wohnzelten Wache stand, und machten sich daran, Gesänge und unheilvolle Klagerufe anzustimmen und durch verschiedene geheimnisvolle Praktiken Zaubervirkungen heraufzubeschwören, die die Füße ihrer Männer an Schneewinkel banden, ihre Lenden gefrieren ließen und ihnen Erkältungen verschafften, wobei sie allerdings den besonders schlimmen Großen Husten und das Winterfieber aussparten.

War ein Mann so unklug, sich bei Tage allein auf den Weg zu machen – sei er nun Skalde oder mächtiger Jäger –, konnte es sehr leicht geschehen, daß er verfolgt und mit Schneebällen beworfen und – verprügelt wurde, wenn er sich erwischen ließ.

Und so ein Schneeballfeuer der Frauen des Schnee-Clans war wirklich keine Kleinigkeit. Gewiß, ihr Wurfstil war nicht gerade männlich, doch dafür waren ihre Muskeln gut durchgebildet, gestählt durch

das ständige Feuerholzspalten, das Abschlagen hoher Äste und das Gerben von Häuten – einschließlich der eisenharten Häute des Schnee-Behemoth. Und sie ließen ihre Schneebälle manchmal gefrieren, ehe sie warfen.

Die sehnigen, wintergestählten Männer ertrugen das alles mit unendlicher Würde; wie Könige schritten sie einher in ihren auffälligen schwarzen, rotbraunen und regenbogenfarbigen Zeremonienfellen, tranken gewaltig, aber diskret und tauschten schlau wie Ilthmarts ihre Bernstein- und Ambra-Stücke, ihre Schneediamanten, die nur in der Nacht sichtbar waren, ihre schimmernden Tierfelle und ihre Eisgräser gegen Gewebe, scharfe Gewürze, gehärtetes Eisen, Honig, Wachskerzen, Feuerpulver, das mit farbigem Zischen aufflammte, und andere Produkte des zivilisierten Südens. Trotzdem achteten sie darauf, nur in Gruppen unterwegs zu sein, und gar mancher plagte sich mit einer tiefenden Nase.

Es war nicht das Schachern und Handeln, gegen das die Frauen Einspruch erhoben. Ihre Männer stellten sich dabei sogar ausgesprochen geschickt an, und sie – die Frauen – hatten in erster Linie den Vorteil davon. Die Tauscherei war ihnen sogar weitaus lieber als die gelegentlichen Piratenzüge, die die unternehmungslustigen Männer an der Ostküste des Äußeren Meers entlang tief in den Süden führten, hinaus aus der unmittelbaren Reichweite matriarchalischer Aufsicht und – wie die Frauen manchmal befürchteten – auch aus der Reichweite ihrer mächtigen weiblichen Zauberkräfte.

Schneewinkel war der südlichste Punkt auf den Wanderungen des gesamten Schnee-Clans, dessen

Mitglieder ihr Leben zumeist in der Eis-Öde verbrachten und in den Vorbergen des unerforschten Riesengebirges und der noch weiter im Norden liegenden Gebeine der Alten, und so bot dieses mittwinterliche Lager die einzige Gelegenheit im Jahr, friedlich mit unternehmungslustigen Mingols, Sarhenmarern und Lankhmarern zu handeln. Gelegentlich verirrte sich aus dem Osten auch ein Wüstenbewohner herauf, in einen schweren Turban gekleidet, bis zu den Augen verhüllt und mit Handschuhen und Stiefeln gegen die Kälte geschützt.

Auch hatte die Frauen nichts gegen das Saufen. Ihre Männer konnten zu allen Zeiten einen guten Trunk vertragen – Met und Ale und sogar den selbstgebrauten weißen Schneekartoffel-Brandy, ein weitaus durchschlagenderes Getränk als die Weine und Schnäpse, die normalerweise die Händler mitbrachten.

Nein, was die Schneefrauen so in Harnisch brachte und was sie jedes Jahr dazu verleitete, einen kalten Krieg gegen ihre Männer anzuzetteln, bei dem keine materiellen oder magischen Rücksichten genommen wurden, war die Theatershow, die unweigerlich mit den Händlern nach Norden gezogen kam, deren mutige Darsteller sich blaue Gesichter und angefrorene Beine holten, aber nichtsdestoweniger interessiert waren am weichen Gold des Nordens und an einem anspruchslosen, wenn auch wilden Publikum – eine derart blasphemische und obszöne Show, daß die Männer für die Vorstellungen die Gotteshalle leerten (da doch Gott nicht zu schockieren war) und der Jugend und den Frauen den Zutritt verweigerten; eine Show, deren Darsteller nach Auffassung der Frauen

ausschließlich schmutzige alte Männer und noch schmutzigere, ausgemergelte Südmädchen waren, denen die Moral so locker saß wie die Verschnürung ihrer kärglichen Kleidung, wenn sie überhaupt etwas anhatten.

Die Schneefrauen übersahen, daß ein ausgemergeltes Mädchen, dessen anstößige Blöße in der zugigen Gotteshalle ausschließlich aus blauer Gänsehaut bestehen mußte, kaum erotische Anziehungskraft ausüben konnte, ganz abgesehen davon, daß es Erfrierungen riskierte.

So kam es also, daß die Schneefrauen jeden Mittwinter zu zischen und zu murmeln und zu schleichen begannen und mit verkrusteten Schneebällen große Männer bewarfen, die sich würdevoll aus der Schußlinie brachten, und daß sie dann und wann einen Alten, einen Verkrüppelten oder einen Betrunkenen schnappten und tüchtig verprügelten.

Dieser äußerlich komische Kampf war jedoch im Grunde ziemlich ernst. Besonders im gemeinsamen Zusammenwirken verfügten die Frauen anscheinend über mächtige Zauberkräfte, die sich besonders im Element des Winters und seiner Folgen äußerten: durch Glätte, durch ein plötzliches Frostgefühl, durch das Festkleben von Haut an Metall, durch die Zerbrechlichkeit von Gegenständen, durch die gefährliche Masse schneebedeener Bäume und Äste und die weitaus größeren Massen von Lawinen. Und es gab keinen Mann, der nicht ein wenig Angst hatte vor der hypnotischen Kraft der eisblauen Frauenaugen.

Jede Schneefrau war – gewöhnlich mit Hilfe der übrigen – bestrebt, ihren Mann absolut in der Gewalt zu behalten, obwohl sie ihn scheinbar frei herumlau-

fen ließ, und es gab Gerüchte, daß widerspenstige Ehemänner gewöhnlich von irgend etwas Gefrorenem verletzt oder erschlagen worden waren.

Zugleich fochten aber auch Hexencliquen und einzelne Zauberinnen Machtkämpfe untereinander aus, bei denen die stärksten und kühnsten der Männer – sogar die Häuptlinge und Priester – nur unwichtige Zuschauer waren.

Während des zweiwöchentlichen Marktes und der zwei Tage der Show war das Frauenzelt durchgehend von alten Frauen oder großen starken Mädchen bewacht, während das Innere erfüllt war von starken Düften, durchdringendem Gestank, Blitzen, flackerndem Licht bei Nacht, Klappern und Klimpern, Knistern und Gurgeln und beschwörenden Gesängen und Flüstersprüchen, die eigentlich niemals aufhörten.

Der heutige Morgen schien völlig unter dem Einfluß des Zaubers zu stehen; es war windstill und bedeckt, und in der feuchten, gefrierenden Luft hingen Nebelschwaden, so daß sich auf allen Büschen und Ästen, an jeder Rute und Spitze, Eiskristalle bildeten – sogar an den Enden der Männerbärte und den Ohrensippen der gezähmten Luchse. Die Kristalle schimmerten so blau wie die Augen der Schneefrauen und schienen in ihrer Form, wenn man ein wenig Phantasie aufbrachte, den weißumhüllten Gestalten der Frauen zu ähneln, wuchsen doch viele von den Kristallen nach oben.

Und heute morgen hatten die Schneefrauen zudem ein ganz vortreffliches Opfer gefangen – oder hatten es jedenfalls so gut wie sicher. Eines der Mädchen von der Show, entweder aus Unkenntnis oder Toll-

kühnheit, vielleicht beflügelt durch die relativ milde kristallbildende Luft, hatte die Geborgenheit der Darstellerzelte verlassen und war auf die krustige Schneefläche hinausgewandert, an der Gotteshalle vorbei zum Abhang hin und von dort zwischen zwei himmelstürmenden schneebedadenen Baumgruppen auf die schneebedeckte natürliche Felsbrücke hinaus.

Diese Brücke war der Beginn der Alten Straße nach Gnampf Nar im Süden gewesen, bis vor etwa fünf Dutzend Jahren einige Manneslängen aus ihrer Mitelsektion herausgefallen waren.

Wenige Schritte vor dem gefährlich hochgeneigten Abgrund hatte sie innegehalten und lange Zeit nach Süden geschaut – durch die Nebelschwaden, die in der Ferne so dünn wie langgezupfte Wollbäusche wurden. In der überhängenden Tiefe wirkten die schneebedeckten Pinien des Troll-Cañons wie die winzigen weißen Zelte einer Armee von Eis-Gnomen.

Ihr Blick wanderte langsam den Troll-Cañon entlang – von seinem Anfang weit im Osten bis zu der Stelle, wo er, enger werdend, unter ihr entlang lief und dann, sich langsam erweiternd, nach Süden kurvte, bis der gegenüberliegende Steilhang mit seiner hervorstechenden Brückensektion den Blick nach Süden verbaute.

Nun wandte sie sich um und folgte mit dem Blick der Neuen Straße, die auf der anderen Seite der Darstellerzelte abwärts führte und sich an den Hang des Cañons klammerte, bis sie nach mancherlei Biegung und Zurückwendung durch Nebenschluchten und Schründe – ganz im Gegensatz zu dem schnelleren, direkteren Abstieg der Alten Straße – inmitten der Pinien auf dem Boden des Cañons verschwand und

sie nach Süden begleitete.

Aufgrund des sehnsüchtigen Blickes hätte man das Mädchen für eine dumme heimwehkranken Soubrette halten können, die ihre eisige Nordtournee bereits bedauerte und sich nach einer heißen fliegenverseuchten Bühnengasse jenseits des Landes der Acht Städte und des Binnenmeeres sehnte. Dem entsprach aber nicht das ruhige Selbstvertrauen ihrer Bewegungen, das stolze Hochrecken ihrer Schultern und der gefährliche Aussichtspunkt, den sie gewählt hatte.

Denn dieser Ort war nicht nur körperlich gefährlich, er lag auch dem Zelt der Schneefrauen ebenso nahe wie der Gotteshalle; darüber hinaus war die Stelle tabu, weil vor fünf Dutzend Jahren, als die Mitte des Felsbogens einbrach, ein Häuptling und seine Kinder zu Tode gekommen waren und weil die hölzerne Ersatzbrücke drei Dutzend Jahre später unter dem Gewicht des Brandykarrens eines Händlers ebenfalls eingestürzt war. Brandy von der stärksten Sorte, ein tragischer Verlust, der das strikteste Tabu rechtfertigte und auch den Befehl, daß die Brücke nicht wieder aufgebaut werden durfte.

Und als reichten diese Tragödien noch nicht aus, um die eifersüchtigen Götter zu befriedigen und das Tabu absolut zu machen, hatte vor eben zwei Jahren der geschickteste Skifahrer, den der Clan seit Jahrzehnten hervorgebracht hatte, ein gewisser Skif, unter dem Einfluß von Schneebrandy und eines eisigen Ehrgeizes versucht, die Schlucht von der Schneewinkel-Seite zu überspringen. In schneller Schußfahrt und wütend seine Stöcke schwenkend, war er wie ein Adler gestartet und hatte den gegenüberliegenden Hang nur um Armeslänge verfehlt; seine Skispitzen

waren gegen die Felsen geprallt, und er selbst war in den felsigen Cañontiefen zu Tode gestürzt.

Die Schauspielerin trug einen langen kastanienbraunen Fuchspelz mit einer leichten goldüberzogenen Messingkette als Gürtel. Eiskristalle schimmerten in ihrem hoch aufgesteckten dunkelbraunen Haar.

Nach ihrer Gestalt zu urteilen, schien sie so ausgemergelt oder zumindest dünn-muskulös zu sein, wie sich die Frauen eine Schauspielerin vorstellten – aber sie war fast sechs Fuß groß, was entschieden nicht dem entsprach, wie eine Schauspielerin aussehen sollte, und eine zusätzliche Beleidigung für die großen Schneefrauen war, die sich jetzt in stummer weißer Linie von hinten näherten.

Ein überhastig geschwungener weißer Felsstiefel klang über den verharschten Schnee.

Die Schauspielerin fuhr herum und rannte ohne zu zögern in die Richtung, aus der sie gekommen war. Bei den ersten drei Schritten brach sie durch die Schneekruste und verlor an Boden, aber dann begriff sie, daß sie mit einer gleitenden Bewegung laufen und den Fuß ein Stück über den Harschschnee rutschen lassen mußte.

Sie zerrte ihren braunen Mantel hoch. Sie trug schwarze Pelzstiefel und hellrote Strümpfe.

Die Schneefrauen glitten mit schnellen Bewegungen hinter ihr her und schleuderten ihre festgepreßten Schneebälle.

Einer traf das Mädchen schwer an der Schulter. Sie machte den Fehler zurückzuschauen.

Sie hatte Pech und wurde von zwei Schneebällen ins Gesicht getroffen – unmittelbar über ihren rotgemalten Lippen und über einer hochgewölbten

schwarzen Augenbraue.

Sie begann zu schwanken, wandte sich ganz zurück, und ein Schneeball, fast mit der Gewalt eines Schleudersteins geworfen, traf sie in den Magen, ließ sie zusammenklappen und trieb ihr pfeifend die Luft aus den Lungen.

Sie brach zusammen. Die weißen Frauen hasteten mit blitzenden Augen heran.

Ein großer hagerer Mann mit schwarzem Schnurrbart, gekleidet in eine schmutzige gefütterte Jacke und einen niedrigen schwarzen Turban, löste sich aus seiner Erstarrung neben einem kristallbesetzten grobrindigen lebenden Pfeiler der Gotteshalle und rannte auf die gestürzte Frau zu. Seine Füße durchbrachen die Schneekruste, doch seine starken Beine trugen ihn weiter.

Dann hielt er erstaunt inne, als er plötzlich blitzschnell von einer großen, weißen, schlanken Gestalt überholt wurde, als stünde er still – eine Gestalt, die so schnell dahinglitt, daß es im ersten Augenblick den Anschein hatte, als liefe sie auf Skiern.

Im nächsten Moment hielt der Turbanmann sie für eine weitere Schneefrau, stellte dann jedoch fest, daß sie ein kurzes Fellwams und keinen langen Pelzmantel trug und somit vermutlich ein Mann oder Jüngling des Schnee-Clans war, obwohl der Turbanmann hier noch nie einen weißgekleideten Mann gesehen hatte.

Die seltsame Gestalt glitt mit geneigtem und von den Schneefrauen abgewandtem Kopf dahin, als fürchte sie, den zornigen blauen Blicken zu begegnen. Als sie sich hastig bei der gestürzten Schauspielerin niederkniete, fiel langes rötlichblondes Haar aus der Kapuze.

Daraus und aus der Schlankheit der Gestalt schloß der Mann mit dem schwarzen Turban ängstlich, daß sie doch ein sehr großes Mädchen sein mußte, das nur begierig war, den ersten Schlag anzubringen.

Doch dann erblickte er ein hervorgerecktes flaumbestandenes männliches Kinn und auch ein paar massive Silberarmbänder, die nur auf Piratenfahrt erlangt werden konnten. Im nächsten Augenblick nahm der Jüngling die Schauspielerin auf und glitt von den Schneefrauen fort, die jetzt nur noch die rotbestrumpften Beine ihres Opfers sehen konnten. Ein Hagel von Schneebällen ging auf dem Rücken des Retters nieder. Er stolperte ein wenig und rannte, den Kopf noch immer geneigt, entschlossen weiter.

Die größte der Schneefrauen, eine Frau, die das Gebaren einer Königin an den Tag legte und deren hageres Gesicht noch immer Spuren von Schönheit offenbarte, obwohl ihr herabfallendes Haar schon weiß war, blieb stehen und rief mit tiefer Stimme: »Komm zurück, mein Sohn! Du hörst mich, Fafhrd, komm sofort zurück!«

Der Jüngling nickte und zog den Kopf noch tiefer ein, doch er hastete weiter. Ohne den Kopf zu wenden, rief er mit ziemlich hoher Stimme: »Ich komme, verehrte Mor, meine Mutter ... später.«

Die anderen Frauen griffen den Ruf »Komm sofort zurück!« auf. Einige fühlten sich zu weiteren Anmerkungen wie »Ungehorsamer Bengel!«, »Fluch deiner guten Mutter Mor!« und »Hurenjäger!« bemüßigt.

Mor brachte sie mit einer kurzen Seitwärtsbewegung ihrer Hände zum Schweigen. »Wir warten hier«, verkündete sie befehlsgewohnt.

Der Mann mit dem schwarzen Turban zögerte ei-

nen Moment und folgte dann mit langsamen Schritten dem verschwindenden Paar, wobei er die Schneefrauen besorgt im Auge behielt. Es war eigentlich nicht erlaubt, daß sie die Händler angriffen, aber bei den Frauen dieser Barbaren wußte man das nie – ganz zu schweigen von den Männern.

Fafhrd erreichte die Darstellerzelte, die an der Altarseite der Gotteshalle kreisförmig angeordnet waren; in der Mitte war der Schnee niedergetrampelt. Am weitesten vom Abgrund entfernt erhob sich das konische Zelt des Show-Leiters. In der Mitte stand das Zelt der einfachen Schauspieler, das etwa die Form eines Fisches hatte – ein Drittel für die Mädchen, zwei Drittel für die Männer.

Dem Troll-Cañon am nächsten stand ein mittelgroßes halbkreisförmiges Zelt, das von Halbreifen gestützt wurde. Über die Spitze dieses Zeltes ragte der große schwere Ast einer immergrünen Sykomore, ausgeglichen durch zwei kleinere Äste auf der anderen Seite; übersät mit Kristallen. An der halbkreisförmigen Front des Zeltes befand sich ein zugschnürter Eingang, mit dem Fafhrd einige Mühe hatte, da sich die lange Gestalt in seinen Armen noch immer nicht regte.

Ein dickbäuchiger kleiner alter Mann kam mit jugendlichem Elan auf ihn zugetrottet. Er war in zeretztes goldbesetztes Flitterwerk gekleidet. Sogar sein langer grauer Schnurrbart und sein Ziegenbärtchen über und unter dem Mund voller verfärbter Zähne glitzerten goldfleckig. Seine unterlaufenen Augen waren wäßrig und gerötet, doch im Zentrum dunkel und stechend. Über dem Gesicht erhob sich ein purpurner Turban, mit einer schimmernden Krone voller

zackiger Felskristalle, eine armselige Edelsteinimitation.

Hinter ihm tauchten ein hagerer einarmiger Mingol auf, ein fetter Mann aus dem Osten mit gewaltigem Bart, der angesengt stank, und zwei ausgemergelte Mädchen, die trotz ihrer Gähnerei und der Decken, in die sie eingewickelt waren, wachsam und auf dem Sprung wie Straßenkatzen wirkten.

»Was soll das?« fragte der Anführer, und seine aufmerksamen Augen überflogen Fafhrd und seine Last. »Vlana ermordet? Vergewaltigt und erschlagen, wie? Wisse, du Mörder, daß dich dein Vergnügen teuer zu stehen kommt! Du weißt sicher nicht, wer ich bin, aber du wirst es erfahren! Ich werde mir von deinen Häuptlingen Entschädigung zahlen lassen! Bestimmt! Große Entschädigung! Ich habe Einfluß, das habe ich! Du verlierst deine Piratenarmbänder und die Silberkette, die ich da unter deinem Kragen sehe. Deine Familie wird bettelarm sein, alle deine Verwandten! Was die dann mit dir anstellen ...«

»Du bist Essedinex, Leiter der Show«, unterbrach ihn Fafhrd. Sein hoher Tenor schnitt wie eine Trompete durch den heiseren Bariton des anderen. »Ich bin Fafhrd, Sohn Mors und Nalgrons, des Legendenbrechers. Vlana, die Kulttänzerin, ist nicht vergewaltigt oder tot, sondern nur durch Schneebälle betäubt. Das ist ihr Zelt. Öffne es!«

»Wir kümmern uns um sie, Barbar«, sagte Essedinex etwas ruhiger; die fast pedantische Präzision, mit der der junge Mann Leute und Dinge bestimmte, schien ihn zu überraschen und ein wenig zu erschrecken. »Reich sie mir und geh!«

»Ich lege sie hin«, beharrte Fafhrd. »Öffne das Zelt!«

Essedinex zuckte die Achseln und machte dem Mingol ein Zeichen, der sarkastisch grinste und Hand und Ellenbogen dazu benutzte, die Verschnürung zu öffnen und die Zeltbahn zur Seite zu schlagen. Ein Duft nach Sandelholz und Brombeeren drang heraus.

Fafhrd bückte sich und betrat das Zelt. Auf halbem Wege bemerkte er einen Haufen Felle und einen niedrigen Tisch mit einem Silberspiegel, der an einigen Krügen und gedrunghenen Flaschen lehnte. Am anderen Ende stand ein Gestell mit Kostümen.

Er wich einem Feuergestell aus, von dem ein heller Rauchfaden aufstieg, kniete vorsichtig nieder und legte seine Last sanft auf den Fellen ab. Dann betastete er Vlanas Puls an Kiefer und Handgelenk, hob ein dunkles Lid an und starrte in jedes Auge, erfuhr vorsichtig mit den Fingerspitzen die großen Beulen, die sich auf Wange und Augenbraue zu bilden begannen. Schließlich kniff er sie in das linke Ohrläppchen und schüttelte den Kopf, als sie nicht reagierte. Er schob ihren braunen Mantel zur Seite und begann das darunterliegende rote Kleid aufzuknöpfen.

Essedinex, der zusammen mit den anderen die Vorgänge verwirrt beobachtet hatte, geriet in Bewegung: »Also, da soll doch ... Halt ein, du lasterhafter Bursche!«

»Ruhe!« befahl Fafhrd und setzte sein Tun fort.

Die beiden in Decken gehüllten Mädchen kicherten, schlugen sich mit der Hand vor den Mund und betrachteten Essedinex und die übrigen mit amüsierten Blicken.

Fafhrd streifte das lange Haar von seinem rechten Ohr zurück und legte die Seite seines Kopfes zwischen Vlanas Brüste, die so klein wie halbe Granatäp-

fel waren und rosabronzene Warzen hatten. Er machte ein feierliches Gesicht. Wieder unterdrückten die Mädchen ein Kichern. Essedinex räusperte sich erstickt und setzte zu einer langen Rede an.

Fafhrd richtete sich auf und sagte: »Ihr Geist wird bald zurückkehren. Ihre Verletzungen müssen mit Schneebandagen behandelt werden, die zu erneuern sind, wenn sie zu schmelzen beginnen. Jetzt brauche ich eine Schale deines besten Brandy.«

»Mein bester Brandy!« rief Essedinex erbost. »Das geht zu weit! Zuerst verschaffst du dir eine kleine Privatshow, dann ein starkes Getränk! Unverschämter Lämmel, verschwinde auf der Stelle!«

»Ich brauche doch nur ...«, begann Fafhrd mit klarer und leicht drohender Stimme.

Seine Patientin unterbrach den Disput, indem sie die Augen öffnete, den Kopf schüttelte, zusammenfuhr und sich entschlossen aufrichtete – woraufhin sie bleich wurde und ihr Blick unstet flackerte. Fafhrd drückte sie sanft wieder auf die Felle zurück und legte ihr ein paar Kissen unter die Füße. Dann betrachtete er ihr Gesicht. Ihre Augen waren noch immer geöffnet, und sie erwiderte neugierig seinen Blick.

Er sah ein kleines eingesunkenes Gesicht, nicht mehr mädchenhaft jung, doch irgendwie katzenhaft schön, trotz der Beulen. Der Blick ihrer Augen, die groß und braun waren und lange Wimpern hatten, war nicht weich. Er hatte etwas Einzelgängerisches und zeugte von Entschlossenheit und einem nachdenklichen Abwägen ihrer Umwelt.

Sie erblickte einen gutaussehenden hellhäutigen Jungen von etwa achtzehn Wintern, einen Jungen mit

großem Kopf und langem Kiefer, als wäre er mit dem Wachsen noch nicht ganz zu Ende. Weiches rotgoldenes Haar spielte um seine Wangen. Seine Augen waren grün, geheimnisvoll und hatten etwas von einer Katze. Seine Lippen waren breit, doch etwas zusammengepreßt, als wären sie eine Tür, die die Worte einschlossen und sich nur auf Kommando der geheimnisvollen Augen öffneten.

Eines der Mädchen hatte aus einer Flasche vom niedrigen Tisch eine halbe Schale Brandy eingegossen. Fafhrd nahm das Gefäß und hob Vlanas Kopf an, so daß sie langsam daraus trinken konnte. Das zweite Mädchen brachte etwas Pulverschnee in Wolltüchern. Sie kniete auf der anderen Seite des Lagers nieder und band die Tücher über die Prellungen.

Nachdem sie Fafhrds Namen erfragt und bestätigt bekommen hatte, daß er sie vor den Schneefrauen gerettet hatte, fragte Vlana: »Warum sprichst du mit so hoher Stimme?«

»Ich studiere bei einem singenden Skalden«, erwiderte er. »Die wahren Skalden sprechen und singen so.«

»Was für eine Belohnung erwartest du für meine Errettung?« fragte sie direkt.

»Keine«, erwiderte Fafhrd.

Wieder brachen die beiden Mädchen in Kichern aus und schwiegen sofort, als Vlana zu ihnen hinübersah.

Fafhrd fügte hinzu: »Ich hatte sogar die persönliche Verpflichtung, dich zu retten, da die Anführerin der Schneefrauen meine Mutter war. Ich muß die Wünsche meiner Mutter respektieren, aber ich muß auch verhindern, daß sie etwas Falsches tut.«

»Oh! Warum benimmst du dich wie ein Priester oder Heiler?« fragte Vlana weiter. »Gehört das zu den Wünschen deiner Mutter?« Sie hatte sich nicht die Mühe gemacht, ihre Brüste zu bedecken, die Fafhrd ohnehin nicht beachtete; er sah auf ihre Lippen und Augen.

»Heilen gehört zu den Künsten eines singenden Skalden«, erwiderte er. »Und was meine Mutter angeht, so tue ich ihr gegenüber meine Pflicht, nicht mehr und nicht weniger.«

»Vlana, es ist nicht recht, daß du so mit diesem Jüngling sprichst«, schaltete sich Essedinx nervös ein. »Er muß ...«

»Halt den Mund!« schnappte Vlana. Zu Fafhrd gewandt, fuhr sie fort: »Warum trägst du Weiß?«

»Das ist die Kleidung des Schneevolkes. Ich habe für die neue Mode der dunklen oder gefärbten Maneskleidung nichts übrig. Mein Vater hat immer Weiß getragen.«

»Er ist tot?«

»Ja. Er ist beim Besteigen des verbotenen Berges Weiße Klippe umgekommen.«

»Und deine Mutter will, daß du Weiß trägst, als wärst du dein Vater?«

Fafhrd schien sich nicht an der schlaun Frage zu stören, doch er ging auch nicht darauf ein. Vielmehr fragte er: »Wie viele Sprachen sprichst du, außer diesem gebrochenen Lankhmarisch?«

Endlich lächelte sie. »Was für eine Frage! Nun, ich spreche – wenn auch nicht allzu gut – Mingol, Kvarchisch, Hoch- und Nieder-Lankhmarisch, Quarmalisch, Ghoulish, die Wüstensprache und drei Sprachen aus dem Osten.«

Fafhrd nickte. »Das ist gut.«

»Aber warum denn nur?«

»Weil das heißt, daß du sehr zivilisiert bist.«

»Was ist so Besonderes daran?« fragte sie mit bitterem Auflachen.

»Du mußtest es wissen, du bist eine Kulttänzerin. Jedenfalls interessiere ich mich für die Zivilisation.«

»Es kommt jemand«, zischte Essedinex vom Eingang. »Vlana, der Junge muß jetzt ...«

»Er muß nicht!«

»Wie die Dinge stehen, muß ich leider tatsächlich gehen«, sagte Fafhrd und stand auf. »Laß die Schneebandagen um«, unterwies er Vlana, »und bleib bis zum Sonnenuntergang ruhig liegen. Dann noch etwas Brandy mit heißer Suppe.«

»Warum mußt du gehen?« wollte Vlana wissen und stützte sich auf einen Ellenbogen.

»Ich habe meiner Mutter ein Versprechen gegeben«, sagte Fafhrd, ohne sich umzudrehen.

»Deine Mutter!«

Gebückt im Eingang stehend, wandte sich Fafhrd endlich zurück. »Ich schulde meiner Mutter manches«, sagte er. »Dir schulde ich nichts – noch nicht.«

»Vlana, er *muß* jetzt gehen. *Er* kommt«, flüsterte Essedinex heiser, während er verzweifelt an Fafhrd herumschob. Aber er hätte ebensogut versuchen können, einen Baum von seinen Wurzeln zu trennen.

»Fürchtest du dich vor dem Mann, der da kommt?« Vlana knöpfte ihr Kleid zu.

Fafhrd musterte sie nachdenklich. Ohne auf ihre Frage zu reagieren, bückte er sich durch den Eingang, stand auf und erwartete die Annäherung eines Mannes, in dessen Gesicht sich Wut spiegelte.

Der Mann war so groß wie Fafhrd, noch einmal

halb so breit und etwa doppelt so alt. Er trug braune Seehundsfellkleidung mit amethystbesetztem Silberschmuck und eine Goldkette um den Hals Würdezeichen eines Piratenführers.

Angst durchflutete Fafhrd – nicht vor dem näher kommenden Mann, sondern vor der Macht der Kristalle, die sich jetzt wesentlich dicker auf den Zelten ablagerten, als er es von vorhin in Erinnerung hatte, da er Vlana hineinrug. Das Element, das Mor und ihre Schwesterhexen am besten zu nutzen verstanden, war die Kälte – in der Suppe oder in den Lenden eines Mannes oder in seinem Schwert oder Kletterseil, das sie zum Zersplittern brachten. Er fragte sich oft, ob die Kälte seines Herzens etwa auf Mors Zauber zurückzuführen war. Jetzt würde sich die Kälte auch an die Tänzerin heranmachen. Er sollte sie eigentlich warnen, aber sie war zivilisiert und würde ihn sicherlich auslachen.

Der große Mann kam heran.

Als Antwort zielte der Mann mit einem Rückhandschlag auf Fafhrds Gesicht.

Der Jüngling beugte sich heftig zur Seite, glitt unter dem Hieb dahin und schritt ruhig in der Richtung davon, aus der er gekommen war.

Hringorl, schweratmend, starrte ihm einige Herzschläge lang nach und betrat dann das halbkreisförmige Zelt.

Hringorl war zweifellos der mächtigste Mann im Schnee-Clan, überlegte Fafhrd, obwohl er wegen seiner anmaßenden Art und seiner mangelnden Anpassung an die Sitten und Gebräuche nicht zu den Häuptlingen gehörte. Die Schneefrauen haßten ihn, wußten ihn jedoch nicht recht zu packen, da seine

Mutter tot war und er keine Frau genommen hatte und sich mit Konkubinen zufriedenstellte, die er von seinen Piratenzügen mitbrachte.

Der Mann mit dem schwarzen Turban hatte an unauffälliger Stelle neben dem Zelt gewartet und näherte sich jetzt leise. »Eine gute Reaktion, mein Freund. Auch als du die Tänzerin hereinbrachtest.«

Fafhrd sagte gleichgültig: »Du bist Vellix der Verwegene.«

Der andere nickte. »Ich bringe Brandy von Kleg Nar hier zum Markt. Würdest du eine Probe der besten Sorte mit mir nehmen?«

Fafhrd sagte: »Es tut mir leid, aber ich habe eine Verabredung mit meiner Mutter.«

»Dann ein andermal«, sagte Vellix ruhig.

»Fafhrd!«

Hringorl hatte gerufen. Seiner Stimme war keine Wut mehr anzumerken. Fafhrd wandte sich um. Der große Mann stand vor dem Zelt und kam mit großen Schritten heran, als sich Fafhrd nicht von der Stelle rührte. Vellix verschwand so leichtfüßig zwischen den Zelten, wie er seine Zunge handhabte.

»Es tut mir leid, Fafhrd«, sagte Hringorl mürrisch. »Ich wußte nicht, daß du das Leben der Tänzerin gerettet hattest. Du hast mir einen großen Dienst erwiesen. Hier.« Er öffnete eines der schweren Armbänder und hielt es hoch.

Fafhrd ließ die Hände herunterhängen. »Keinen Dienst. Ich habe nur meine Mutter vor einer falschen Handlung bewahrt.«

»Du bist unter mir gesegelt«, brüllte Hringorl plötzlich los, und sein Gesicht rötete sich, obwohl er noch lächelte oder sich wenigstens zu lächeln be-

mühte. »Du nimmst also meine Geschenke an – genauso wie meine Befehle!« Er packte Fafhrds Hand, drückte das schwere Gebilde hinein, schloß Fafhrds schlaffe Finger darüber und trat zurück.

Sofort kniete sich Fafhrd hin und sagte hastig: »Es tut mir leid, aber ich darf nicht annehmen, was nicht Rechtens verdient ist. Und jetzt habe ich eine Verabredung mit meiner Mutter.« Mit schneller Bewegung stand er auf, wandte sich um und marschierte davon. Hinter ihm, auf einem Stück verharschten Schnees, schimmerte das goldene Armband.

Er hörte Hringorls Schnauben und erstickten Fluch, doch vergewisserte er sich nicht, ob Hringorl seine verschmähte Gabe wieder aufnahm, obwohl er mühsam dem Drang widerstand, Haken zu schlagen oder den Kopf ein wenig einzuziehen für den Fall, daß es Hringorl einfallen sollte, ihm das schwere Armband nachzuwerfen.

Gleich darauf erreichte er die Stelle, wo seine Mutter zwischen sieben Schneefrauen saß – acht Gestalten insgesamt. Sie standen auf. Er blieb einen Meter vor ihr stehen, zog den Kopf ein, sah zur Seite und sagte: »Hier bin ich, Mor.«

»Du hast lange gebraucht«, sagte sie. »Zu lange.« Sechs Köpfe ringsum nickten feierlich. Nur Fafhrd bemerkte verschwommen aus dem Augenwinkel, daß die siebente und schlankste Schneefrau stumm zurücktrat.

»Aber hier bin ich doch«, sagte Fafhrd.

»Du hast meinen Befehl mißachtet«, verkündete Mor kalt. Ihr ausgezehrtes und einst schönes Gesicht war von Stolz und Herrschsucht gezeichnet, die keinen Platz für Gefühle ließen.

»Aber jetzt folge ich ihm«, konterte Fafhrd. Er gewahrte, daß die siebente Schneefrau mit flatterndem weißen Umhang zwischen den Wohnzelten auf den hohen weißen Wald zurannte, der außer dem Troll-Cañon Schneewinkels einzige Grenze bildete.

»Nun gut«, sagte Mor, »und jetzt wirst du gehorchen und uns in das Traumzelt folgen, wo wir eine rituelle Reinigung vornehmen.«

»Ich bin nicht befleckt«, verkündete Fafhrd. »Außerdem reinige ich mich auf meine Weise selbst – auf eine Weise, die die Götter ebenfalls gestattet haben.«

Mors Gefolgschaft ließ schockiertes Mißfallen laut werden. Fafhrd hatte kühn und mutig gesprochen, doch sein Kopf war noch immer vornübergeneigt, so daß er die Gesichter und die gefährlichen Augen der Frauen nicht sah, sondern nur ihre umhüllten weißen Gestalten, die wie ein Hain großer Birken aussahen.

Mor sagte: »Schau mir in die Augen!«

Fafhrd sagte: »Ich komme allen Pflichten eines erwachsenen Sohnes nach – von der Nahrungssuche bis zur Schwertwache. Aber soweit ich weiß, gehört es nicht zu meinen Aufgaben, meiner Mutter in die Augen zu schauen.«

»Dein Vater hat mir immer gehorcht«, sagte Mor drohend.

»Aber wenn er einen hohen Berg erblickte, stieg er hinauf und gehorchte dabei nur sich selbst«, widersprach Fafhrd.

»Ja, und er ist dabei umgekommen!« rief Mor, und sie hielt Kummer und Wut im Zaum, ohne diese Gefühle völlig verbergen zu können.

Fafhrd sagte hart: »Woher kam denn die plötzliche Kälte, die sein Seil und seinen Eispickel an der Wei-

ßen Klippe zersplittern ließ?«

Begleitet von den entrüsteten Ausrufen ihrer Begleiterinnen, sagte Mor mit ihrer tiefsten Stimme: »Der Fluch einer Mutter, Fafhrd, über deinen Ungehorsam und deine bösen Gedanken!«

Mit seltsamem Eifer sagte Fafhrd: »Ich nehme deinen Fluch gehorsam auf mich, Mutter.«

Mor sagte: »Mein Fluch gilt nicht dir, sondern deinen schlimmen Phantastereien.«

»Trotzdem werde ich ihn für immer hochhalten«, unterbrach sie Fafhrd. »Und jetzt, meinem freien Willen gehorchend, muß ich dich allein lassen, bis der Teufel der Wut dich aus seinen Fängen gelassen hat.«

Den Kopf noch immer gesenkt und zur Seite geneigt, marschierte er mit schnellen Schritten auf den Wald zu – östlich der Wohnzelte, doch westlich der großen Baumzunge, die sich im Süden fast bis zur Gotteshalle erstreckte. Das ärgerliche Zischen der Frauen folgte ihm, doch seine Mutter rief seinen Namen nicht, ließ sich überhaupt nicht mehr hören. Fafhrd wäre es fast lieber gewesen, wenn sie noch etwas gesagt hätte.

Doch der Kummer der Jugend heilt schnell, wenigstens äußerlich. Als Fafhrd in seinen geliebten Wald eindrang, ohne einen einzigen kristallbesetzten Ast aus der Ruhe zu bringen, waren seine Sinne wieder geschärft, seine Muskeln entspannt, und das Äußere seiner Seele war allem Neuen gegenüber wieder so aufgeschlossen wie der unberührte Schnee vor seinen Füßen. Er nahm den leichtesten Pfad und mied die diamantbehangenen Dornenbüsche zur Linken und die riesigen von Pinien bestandenen Granitformationen zur Rechten.

Er sah Vogelspuren, Eichhörnchenspuren, tagealte Bärenspuren; Schneevögel schnappten mit ihren schwarzen Schnäbeln nach roten Schneebeeren; eine pelzige Schneeschlange zischte ihn an, und er hätte sich auch nicht gewundert, wäre ihm jetzt ein Drache mit eisverkrusteten Schuppen entgegengerasselt.

So war er auch ganz und gar nicht aus der Ruhe zu bringen, als eine große Pinie mit hohen Ästen ihre schneebedeckte Rinde öffnete und ihm seine Dryade zeigte, ein fröhliches, blauäugiges, blondhaariges Mädchengesicht, eine Nymphe von allenfalls siebzehn Jahren. Tatsächlich hatte er mit einer solchen Erscheinung gerechnet, seit er die siebente Schneefrau davonestürmen sah.

Und doch tat er überrascht – etwa zwei Herzschläge lang. Dann sprang er los und rief: »Mara, meine Hexe!« Und trennte den weißgekleideten Körper mit beiden Armen von seinem täuschenden Hintergrund und hielt ihn umfassen und stand mit dem Mädchen – eine weiße Säule im Schnee – etwa zwanzig Herzschläge lang Kapuze an Kapuze und Lippen auf Lippen – eine höchst anregende und entzückende Beschäftigung.

Dann fand sie seine rechte Hand, zog sie unter ihren Umhang und durch eine Öffnung unter ihren langen Mantel und drückte sie gegen ihren umwickelten Unterleib.

»Rate mal«, flüsterte sie und leckte sein Ohr.

»Der Teil eines Mädchens. Würde ich glatt wetten ...«, begann er fröhlich, obwohl sich seine Gedanken bereits in eine fürchterliche Richtung wandten.

»Du Idiot, etwas, was dir gehört«, flüsterte sie.

Die fürchterliche Richtung wurde zu einer Eisrut-

sche, die zur Gewißheit führte. Trotzdem sagte er mutig: »Nun, ich hatte wirklich gehofft, du würdest keine anderen ausprobieren, obwohl das dein Recht wäre. Ich muß sagen, ich bin sehr geehrt ...«

»Dummer Junge! Ich meine, es ist etwas, das uns gehört!«

Die gräßliche Gewißheit war ein schwarzer Eistunnel, der zu einem bodenlosen Brunnenschacht wurde. Automatisch sagte Fafhrd: »Doch nicht ...?«

»Ja! Ich bin ganz sicher. Es ist schon zweimal ausgeblieben.«

Besser als je zuvor in seinem Leben erfüllten Fafhrds Lippen ihre Aufgabe, Worte im Zaum zu halten. Als sie sich schließlich öffneten, standen sie und die Zunge dahinter völlig in der Gewalt der großen grünen Augen. Ein freudiger Ausbruch: »O Götter! Wie wunderbar! Ich bin Vater! Wie geschickt von dir, Mara!«

»Sehr geschickt, allerdings!« sagte das Mädchen. »Nach deinem rohen Tun etwas so Empfindliches entstehen zu lassen! Aber jetzt will ich dir deine unfreundliche Bemerkung über das Ausprobieren anderer Männer heimzahlen!« Sie hob ihren Rock und führte seine Hände unter ihrem Umhang zu einem Knoten aus Bändern an ihrem Steißbein.

Schneefrauen trugen Pelzhauben, Fellstiefel, einen hohen Pelzstrumpf an jedem Bein, der mit einem Hüftgurt verbunden war, und einen oder mehrere Pelzmäntel und Umhänge – es war eine praktische Kleidung und ähnelte der der Männer, wenn man von den lästigen Mänteln absah.

Als er den Knoten befangerte, von dem drei Stränge abgingen, sagte Fafhrd: »Wirklich, liebste Mara, ich habe nichts übrig für diese Keuschheitsgürtel. Sie

sind keine sehr zivilisierte Einrichtung. Außerdem stören sie sicher deinen Kreislauf.«

»Du und dein Zivilisationstick! Den treibe ich dir schon aus. Los, mach den Knoten auf und vergewissere dich, daß du und niemand anders ihn gebunden hast.«

Fafhrd gehorchte und mußte zugeben, daß es sein Knoten war und nicht der Knoten eines anderen Mannes. Das festzustellen, dauerte einige Zeit und machte Mara großen Spaß; sie begann leise zu quiet-schen und zu stöhnen und sanft an ihm herumzu-knabbern.

Auch Fafhrd begann bald Interesse aufzubringen. Als es vollbracht war, erhielt er die Belohnung aller höflichen Lügner: Mara liebte ihn aus ganzem Herzen, weil er ihr all die richtigen Lügen gesagt hatte, und sie bewies es ihm mit jeder aufreizenden Bewegung, und sein Interesse und seine Erregung wuchsen.

Nach gewissen Maßnahmen und Gesten gegenseitiger Zuneigung fielen sie Seite an Seite in den Schnee, beide rundum geschützt durch ihre weißen Pelzmäntel und Hauben.

Ein Spaziergänger hätte glauben mögen, ein Schneeberg wäre konvulsivisch zum Leben erwacht und mache Anstalten, einen Schneemann, eine Elfe oder einen Dämon auf die Welt zu bringen.

Nach einer Weile wurde der Schneeberg ganz still, und der hypothetische Passant hätte sich schon sehr nahe heranbegeben müssen, um die Stimmen zu verstehen, die darin sprachen.

MARA: Rate mal, was ich so denke.

FAFHHRD: Daß du die Königin aller Wonnen bist. Aaah!

MARA: Selber Aaah und Oooh! Und daß du der

König aller Ungeheuer bist! Nein, Dummerchen, ich sag's dir. Ich habe überlegt, wie froh ich bin, daß du deine Abenteuer im Süden vor der Heirat gehabt hast. Ich bin sicher, du hast Dutzende von Südfrauen vergewaltigt oder unanständig besessen, was vielleicht eine Erklärung für deine Zivilisationsmarotte ist. Aber das macht mir gar nichts. Meine Liebe treibt dir das schon aus.

FAFHARD: Mara, du bist ein schlaues Köpfchen, aber trotzdem übertreibst du gewaltig wegen jener einen Piratenfahrt, die ich unter Hringorl gemacht habe, und besonders wegen der amourösen Möglichkeiten, die sich dabei boten.

Zunächst sind in jeder Küstenstadt, die wir heimsuchten, die Einwohner – und natürlich besonders die jungen Frauen – in die Hügel davongestürzt, ehe wir überhaupt landen konnten. Und wenn es Frauen zum Vergewaltigen gab, stand ich als Jüngster natürlich am Ende der Liste von Vergewaltigern und wäre also sicher nicht in Versuchung gekommen.

Um die Wahrheit zu sagen, die einzigen interessanten Leute, die ich während der langweiligen Reise kennenlernte, waren zwei alte Männer, die eines Lösegeldes wegen festgehalten wurden und mir etwas Quarmallisch und Hoch-Lankhmarisch beibrachten, und ein ausgemergelter junger Mann, der bei einem alten Zauberer in die Schule gegangen war. Dieser Bursche konnte mit dem Dolch umgehen und hatte keinen Respekt vor Legenden – ebensowenig wie ich oder mein Vater.

MARA: Mach dir keine Gedanken. Das Leben wird aufregender für dich werden, wenn wir erst verheiratet sind.

FAFHHRD: Da irrst du dich, liebste Mara. Moment, laß mich erklären! Ich kenne meine Mutter. Wenn wir erst verheiratet sind, erwartet Mor von dir, daß du das Kochen und die ganze Zeltarbeit übernimmst. Sie wird dich zu sieben Achteln als Sklavin und vielleicht – zu einem Achtel als meine Konkubine ansehen.

MARA: Ha! Du wirst es wirklich lernen müssen, deine Mutter zu beherrschen, Fafhrd. Aber mach dir darum keine Sorgen, Liebster. Offensichtlich weißt du nichts über die Waffen, die eine starke und junge Frau gegen eine alte Schwiegermutter einsetzen kann. Ich werde ihr schon den ihr gemäßen Platz zuweisen, und wenn ich sie vergiften muß – oh, nicht um sie umzubringen, sondern um sie nur zu schwächen.

Ehe drei Monde vergangen sind, zittert sie bei meinem Anblick, und du wirst dir viel mehr wie ein Mann vorkommen. Ich weiß schon – du bist immerhin das einzige Kind, und dein wilder Vater ist jung gestorben, und da hat sie einen unnatürlichen Einfluß über dich gewonnen, aber ...

FAFHHRD: Ich komme mir in diesem Augenblick sehr als Mann vor, du amoralische, giftspritzende Hexe, du Eis-Tigerin, und ich beabsichtige, dir das unverzüglich zu beweisen. Verteidige dich! Ha, los ...!

Wieder geriet der Schneeberg in heftige Bewegung, wie ein riesiger Eisbär, der am Ersticken war. Der Bär verendete zu den musikalischen Klängen zerbrechender Eiskristalle, die sich in unnatürlicher Anzahl und Größe während ihres Dialogs auf Maras und Fafhrds Mänteln gebildet hatten.

Der kurze Tag raste der Nacht entgegen, als mochten selbst die Herrscher über Sonne und Sterne den Be-

ginn der Vorstellung nicht abwarten.

Hringorl besprach sich mit seinen drei Günstlingen, Hor, Harrax und Hrey. Stirnrunzeln und Nicken, und Fafhrds Name fiel.

Der jüngste Ehemann des Schnee-Clans, ein eingebildeter und unvorsichtiger Grünschnabel, wurde von einer Patrouille junger Schneefrauen überfallen und mit Schneebällen bewußtlos geschlagen. Er war gesehen worden, wie er sich frech mit einem Mingol-Bühnenmädchen unterhielt.

Nachdem er als Zuschauer für zwei Abende der Show nicht mehr in Frage kam, wurde er zärtlich, doch langsam von seiner Frau wieder gesundgepflegt, die die eifrigste der Schneeballwerferinnen gewesen war.

Mara, glücklich wie eine Schneetaube, platzte in diesen Haushalt hinein und half aus. Aber als sie den hilflosen Ehemann und die zärtliche Frau beobachtete, schwanden ihr Lächeln und ihr träumerisches Gefühl. Sie wurde angespannt und unruhig. Dreimal machte sie Anstalten, etwas zu sagen, schließlich schürzte sie nur die Lippen und machte sich davon, ohne ein Wort zu sagen.

Im Frauenzelt belegten Mor und ihre Frauen Fafhrd mit einem Spruch, der ihn nach Hause bringen sollte, und mit einer zweiten Verwünschung, die seine Lenden gefrieren lassen sollte; anschließend machten sie sich daran, noch schwerwiegendere Maßnahmen gegen das ganze Universum von Söhnen, Ehemännern und Schauspielerinnen zu beschließen.

Die zweite Verwünschung hatte keine Wirkung auf Fafhrd – vermutlich weil er zu der Zeit gerade ein

Schneebad nahm. Es zählte zu den wohlbekanntesten Tatsachen, daß Zaubersprüche kaum Wirkung haben auf jene, die sich bereits den Folgen unterwerfen, die der Zauber bewirken soll. Nach der Trennung von Mara hatte er sich ausgezogen und sich in eine Schneewehe geworfen, hatte jede Oberfläche, jede Stelle seines Körpers mit dem betäubenden Pulverzeug eingerieben. Anschließend hatte er dickbenadelte Pinienäste dazu benutzt, sich abzuklopfen und sein Blut wieder in Wallung zu bringen.

Wieder angezogen, verspürte er den Drang der ersten Verwünschung, widersetzte sich jedoch und schlich sich heimlich in das Zelt zweier alter Mingol-Händler, Zax und Effendrit, die Freunde seines Vaters gewesen waren; und hier schlummerte er auf einem Stapel Felle bis zum Abend.

Keine der Verwünschungen seiner Mutter konnte ihm in dieses Zelt folgen, dessen Grundfläche nach alten Handelsbräuchen ein winziges Stück Mingol-Territorium darstellte. Allerdings begann das Zelt der beiden Mingols unter einer unnatürlich schweren Last von Eiskristallen herabzusinken, die die alten Mingols gewitzt mit langen Pfählen klirrend abschlugen.

Das Geräusch drang angenehm in Fafhrds Träume, ohne ihn zu wecken, worüber seine Mutter sehr ärgerlich gewesen wäre, hätte sie Bescheid gewußt – sie war der Meinung, daß sowohl Vergnügen als auch Faulenzen nicht gut waren für die Männer. Sein Traum wandte sich Vlana zu, die gelenkig in einem Netzkleid aus feinen Silberdrähten tanzte, und an den Kreuzpunkten der Drähte hingen Myriaden von winzigen Silberglöckchen, eine Vision, die Mor auf das

äußerste gereizt hätte. Es war nur gut für Fafhrd, daß sie nicht in diesem Augenblick ihre Fähigkeit des Gedankenlesens nutzte!

Vlana selbst schlummerte ebenfalls, während eines der Mingol-Mädchen, dem die verletzte Schauspielerin einen halben Smerduk gegeben hatte, die Schneebandagen laufend erneuerte und Vlanas Lippen, wenn sie trocken zu werden drohten, mit süßem Wein benetzte, von dem ein paar Tropfen in den Mund drangen.

In Vlanas Kopf wirbelten ständig die Pläne und Ideen durcheinander und wenn sie erwachte, pflegte sie die Flut ihrer Gedanken durch einen einfachen Kindervers aus dem Osten zu beruhigen: »Schlaf und traf, wach und mach, Nummer und Schlummer, geh und weh, spring und fing, Brand und Hand«, und so weiter, bis ihr nichts mehr einfiel.

Vellix der Verwegene, der müßig im Lager herumschlich, bekam einen Teil von Hringorls Plänen mit, sah Fafhrd seine Zufluchtsstätte betreten, bemerkte, daß Essedinex mehr trank, als ihm bekam, und lauschte ein wenig, was der Leiter der Show zu sagen hatte.

Im Umkleideraum der Schauspielerinnen sprach Essedinex mit den beiden Mingol-Mädchen, Zwillingen, und einer blutjungen Ilthmarix über die Menge Fett, die sie für die heutige Vorstellung auf ihre glatt-rasierten Körper schmieren sollten.

»Bei allen schwarzen Knochen, ihr bringt mich noch um den Verstand«, sagte er weinerlich. »Ihr werdet so erotisch wirken wie Schmalzklumpen.«

»Wie ich die Nordmänner kenne, mögen sie ihre Frauen gut gefettet, und warum soll das äußerlich

nicht ebenso gelten wie innerlich?« fragte eines der Mingol-Mädchen.

»Und überhaupt«, fügte ihre Zwillingsschwester hinzu, »wenn du von uns erwartest, daß wir uns Zehen und Brustwarzen abfrieren, nur um einem Publikum stinkender alter Bärenhäute zu gefallen, liegst du schief.«

»Mach dir keine Sorgen«, sagte die Ilthmarix, tätschelte ihm die gerötete Wange und die dünnen weißen Haare. »Ich bin immer am besten, wenn ich überall eine Gänsehaut habe. Wir werden sie schon dazu bringen, uns die Wände hochzujagen, und wir rutschen ihnen dann aus den Händen wie schlüpfrige Melonenkerne.«

»Jagen ...?« Essedinex umfaßte die schmalen Schultern der Ilthmarix. »Du wirst heute abend keine Orgien provozieren, hörst du? Necken macht sich bezahlt. Orgien nicht. Es kommt immer darauf an ...«

»Wir wissen schon, wie wir das Publikum anpacken müssen, Opa«, sagte eines der Mingol-Mädchen.

»Wir wissen sie im Zaum zu halten«, fuhr ihre Schwester fort.

»Und wenn wir's nicht schaffen – Vlana bringt es immer«, endete die Ilthmarix.

Als die fast unsichtbaren Schatten länger wurden und die nebel schwere Luft dämmerte, schienen die allgegenwärtigen Kristalle womöglich noch schneller zu wachsen. Das Palaver in den Handelszelten, die durch die schneebedeckte Waldzunge von den Wohnzelten getrennt waren, geriet ins Stocken und ging schließlich zu Ende. Der leise Dauergesang aus dem Frauenzelt machte sich lauter und schriller bemerkbar. Ein Abendhauch aus dem Norden ließ die

Kristalle klirren. Das Singen bekam etwas Mürri-sches, und der Windhauch und das Klirren hörten wie auf einen Befehl auf. Der Nebel kam in Fetzen aus dem Osten und Westen zurück, und die Kristalle wuchsen weiter. Die Gesänge der Frauen wurden zu einem Murmeln. Als der Abend herannahte, machte sich in Schneewinkel eine erwartungsvolle Stille breit.

Der Tag floh über den eisbewehrten westlichen Horizont, als fürchtete er sich vor der Dunkelheit.

In der Enge zwischen den Darstellerzelten und der Gotteshalle war Bewegung; ein Schimmer, ein heller Funke, der neun, zehn, elf Herzschläge lang flackerte, dann kam ein Blitz, ein Zischen, und es erhob sich – zunächst langsam, dann schneller und immer schneller – ein Komet mit einem buschigen Schwanz aus funkensprühendem orangefarbenen Feuer. Hoch über den Pinien, fast an der Schwelle zum Himmel – einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig – verblaßte der Kometenschweif und zersprang mit lautem Donnerschlag in neun weiße Sterne.

Es war das Raketensignal zum Beginn der ersten Vorstellung.

Im Innern war die Gotteshalle ein großes langes Schiff kalter Schwärze, unzureichend beleuchtet und beheizt durch eine Reihe Kerzen am Bug, der während des übrigen Jahres den Altar darstellte und jetzt als Bühne diente. Die Masten des ›Schiffes‹ waren lebende Pinien, die an Bug, Heck und an den Seiten emporwuchsen. Seine Segel – genaugenommen seine Wände – waren zusammengenähte Häute, fest an die Masten gelascht. Statt eines Himmels gab es oben nur dick miteinander verwobene Pinienäste, weiß von herabrieselndem Schnee, die etwa fünf Mannshöhen

über dem Deck begannen.

Im Heck und Mittelteil dieses seltsamen Schiffes, das nur von den Winden der Phantasie angetrieben wurde, saßen dicht gedrängt, auf Baumstümpfen oder Deckenrollen, die Männer des Schnee-Clans in ihren düster-farbenfrohen Pelzen. Sie lachten trunken, knurrten sich Bemerkungen oder Witze zu – doch alles in gemäßigter Lautstärke. Denn immerhin waren sie in der Gotteshalle (oder besser – im Gottes-schiff) und beim Betreten dieses Raumes hatte sie die religiöse Ehrfurcht angerührt, gepaart mit Angst – trotz oder vielleicht gerade wegen der profanen Verwendung, der diese Stätte heute abend zugeführt wurde.

Es ertönte ein rhythmisches Trommeln, drohend wie das Anschleichen eines Schneeleoparden und zunächst so leise, daß niemand zu sagen wußte, wann es eigentlich begonnen hatte; noch eben war der Saal voller Leben und Bewegung, im nächsten Augenblick herrschte starre Stille; Hände legten sich leicht auf die Knie oder klammerten sich dort fest, und Augen erforschten die kerzenbeleuchtete Bühne zwischen den beiden Vorhängen, die mit schwarz-grauen Spiralen bemalt waren.

Das Trommeln wurde lauter, schneller, komplizierter, webte geklopfte Arabesken und kehrte zum Leopardenschritt zurück.

Im Rhythmus der Trommelschläge sprang ein kleines, schlankes, silberpelziges Katzenwesen auf die Bühne – mit langen Beinen, langen, spitzen, aufgerichteten Ohren, langen Schnauzhaaren und langen weißen Fangzähnen. Auf allen vieren war es etwa einen Meter groß. Der einzige menschliche Zug war ein

schimmernder schwarzer Haarschopf, der dem Wesen glatt über die rechte Schulter herabfiel.

Die Erscheinung umkreiste dreimal die Bühne, zog den Kopf ein, schnüffelte, als folge sie einer Spur, und knurrte tief in der Kehle.

Dann bemerkte sie das Publikum und wich mit einem Aufschrei zurück, bedrohte es mit den langen schimmernden Klauen, in die ihre Vorderpfoten mündeten.

Zwei Männer im Publikum standen so sehr im Bann der Illusion, daß sie mühsam daran gehindert werden mußten, ein Messer oder eine Axt auf das Ungeheuer zu schleudern, das sie für echt und gefährlich hielten.

Das Wesen musterte sie, entblößte sein Raubtiergebiß. Als es mit schneller Bewegung den Kopf hin und her wandte und die Männer mit großen braunen Augen betrachtete, schlug im gleichen Rhythmus der kurzhaarige Schwanz in die andere Richtung aus.

Nun begann das Wesen einen Leopardentanz um Leben, Liebe und Tod, manchmal auf den Hinterbeinen, doch meistens auf allen vieren. Es hüpfte und erforschte, bedrohte und wich zurück, es griff an und floh, es warf sich herum und wand sich mit den lasziven Bewegungen einer Katze.

Auch das lange Haar machte es dem Publikum nicht leichter, sich das Wesen als eine Frau in einem engen Pelztrikot vorzustellen. Vor allem schienen seine Vorderbeine so lang zu sein wie seine Hinterbeine und ein Extragelenk zu haben.

Etwas Weißes krächzte und flatterte hinter einem der Vorhänge hervor. Mit schnellem Sprung und Prankenhieb schlug die große silberne Katze danach

und warf sich darauf.

Niemanden in der Gotteshalle entging der Todeschrei der Schneetaube und das Knirschen ihres brechenden Genicks.

Die große Katze hielt den toten Vogel vor ihre Fangzähne, richtete sich fraulich auf und stieß einen Seufzer aus, in dem sich Abscheu und Sehnsucht, Staunen und Vorfreude mischten – Vorfreude auf das, was jetzt kommen mochte.

Fafhrd jedoch seufzte nicht. Zum einen hätte die geringste Bewegung sein Versteck offenbart. Zum anderen konnte er deutlich sehen, was hinter den beiden spiralenbemalten Vorhängen vor sich ging.

Wegen seiner Jugend zur Show noch nicht zugelassen – ganz zu schweigen von Mors Wünschen und Zaubersprüchen –, hatte er eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung auf der Schluchtseite, wo niemand auf ihn achtete, eine der Pinien der Gotteshalle bestiegen. Die Schnüre der Hautwände erleichterten ihm das Klettern sehr. Oben war er dann vorsichtig auf zwei starke Pinienäste gekrochen, die nach innen über die Halle ragten, und er hatte sich vorgesehen, keine braungewordenen Nadeln und auch keinen Schnee loszuschütteln, bis er eine Stelle mit guter Sicht zur Bühne gefunden hatte, ohne daß er vom Publikum aus zu sehen war. Danach hatte er nur noch still liegen müssen, um keine verräterischen Nadeln oder Schneebrocken herabregnen zu lassen.

Wenn jemand durch das Halbdunkel nach oben schaute und zufällig ein Stück seiner weißen Kleidung entdeckte, so hoffte Fafhrd, daß er das für Schnee halten würde.

Jetzt beobachtete er die beiden Mingol-Mädchen,

die mit schnellen Bewegungen Vlana die engen Pelzärmel abzogen, zusammen mit den fellbedeckten klauenbewehrten starren Pfoten, die sie umklammert hatte. Sie vollzogen das gleiche Ritual mit den Beinfellen Vlanas, die sich auf einen Stuhl gesetzt hatte und – nachdem die Eckzähne entfernt waren – hastig Leopardemaske und Schulterstück abnahm.

Einen Augenblick später schlappte sie wieder auf die Bühne – eine Höhlenfrau in einem kurzen silbrigen Fellumhang. Langsam knabberte sie am Ende eines langen dicken Knochens. Pantomimisch spielte sie den Arbeitstag einer Höhlenfrau vor: Aufpassen auf das Feuer und die Babys, Züchtigen der Kinder, Häutekauen und eifriges Nähen. Als der Ehemann zurückkehrte, kam etwas Leben in die Szene, wenn der Mann auch unsichtbar blieb und nur durch Vlanas Mimik dargestellt wurde.

Ihr Publikum folgte der Geschichte mühelos und grinste, als sie ihren Mann nach dem Fleisch fragte, das er mitgebracht hatte, und sich dann über seinen mageren Fang enttäuscht zeigte. Es lachte laut, als sie ihn mit ihrem Knochen zu prügeln versuchte und selbst zu Boden geschlagen wurde, während ihre Kinder ringsum tobten.

Aus dieser Stellung hastete sie von der Bühne hinter den anderen Vorhang, hinter dem sich der Ausgang der Schauspieler (normalerweise die Tür des Schneepriesters) und der einarmige Mingol verbargen, dessen flinke fünf Finger auf der Trommel zwischen seinen Füßen wirbelten.

Vlana riß sich den Rest ihres Pelzes vom Leibe, veränderte mir vier schnellen Strichen die Linie ihrer Augen und Brauen, wand sich scheinbar aus der glei-

chen Bewegung heraus in ein langes graues Kapuzengewand und war schon wieder auf der Bühne diesmal in der Rolle einer Mingol-Frau aus der Steppe.

Nach einer weiteren kurzen Pantomime setzte sie sich zierlich an einem niedrigen, mit Krügen vollgestellten Tisch im Vordergrund der Bühne und begann sorgsam ihr Gesicht und ihre Haare herzurichten, wobei ihr das Publikum als Spiegel diene. Sie ließ die schwarze Kapuze und das Gewand zurückgleiten und enthüllte darunter ein kürzeres rotes Kleid.

Es war faszinierend, wie sie verschiedenfarbige Salben und Pulver und Glitzerstaub an Lippen, Wangen und Augen anbrachte, wie sie ihr dunkles Haar zu einem hohen Gebilde aufkämmte, das durch lange juwelenbesetzte Nadeln gehalten wurde.

In diesem Augenblick wurde Fafhrds Selbstbeherrschung auf eine harte Probe gestellt – ihm wurde eine Handvoll Schnee vor die Augen geklatscht und dort festgehalten.

Drei Herzschläge lang rührte er sich überhaupt nicht. Dann umfing er ein ziemlich dünnes Handgelenk und zerrte es nach unten, während er gleichzeitig vorsichtig den Kopf schüttelte und mit den Augen blinzelte.

Das Handgelenk machte sich frei, und der Schneeklumpen fiel auf den Wolfsfellkragen von Hringorls Kumpan Hor, der unter Fafhrd saß. Hor stieß einen seltsam erstickten Schrei aus und wollte nach oben blicken, aber zum Glück ließ Vlana in diesem Augenblick ihren roten Seidensarong fallen und begann ihre Brustwarzen mit einer korallenfarbigen Salbe einzureiben.

Fafhrd blickte sich um und sah Mara grimmig her-

überlächeln; das Mädchen lag auf zwei Ästen zu seiner Linken; ihr Kopf war etwa auf der Höhe seiner Schultern.

»Wenn ich ein Eis-Gnom wäre, müßtest du jetzt sterben!« zischte sie ihn an. »Oder wenn ich meine vier Brüder auf dich gejagt hätte, wie ich's hätte tun sollen. Deine Ohren waren ja auch schon tot, dein Geist hockte dir in den Augen, auf die dürre Schlampe da gerichtet. Ich habe gehört, daß du Hringorl ihrretwegen gefordert hast! Und sein goldenes Geschenk hast du abgelehnt!«

»Ich will zugeben, meine Liebe, daß du dich sehr geschickt und leise angeschlichen hast«, sagte Fafhrd leise, »und daß du Augen und Ohren für alles zu haben scheinst, was sich in Schneewinkel ereignet – und auch für manches, das sich nicht ereignet. Aber ich muß sagen, Mara ...«

»Ja! Jetzt willst du mir sicher sagen, daß ich als Frau hier nichts zu suchen habe, männliche Vorrechte, Sakrileg zwischen den Geschlechtern, und so weiter. Nun, du hast hier ebensowenig verloren.«

Fafhrd dachte ernsthaft darüber nach. »Nein, ich meine, alle Frauen sollten hier sein. Was sie lernen könnten, würde sie sehr interessieren und wäre sehr vorteilhaft.«

»Damit wir wie eine heiße Katze herumstreunen und wie eine dumme Sklavin latschen können? Ja, ich habe alles gesehen, während du dir taub und stumm die Lefzen lecktest! Ihr Männer lacht auch wirklich über alles, besonders wenn eure dumme, keuchende, rotgesichtige Lust von einem schamlosen Weibsbild geweckt wird, das seine knochige Nacktheit zur Schau stellt!«

Maras erregtes Geflüster wurde gefährlich laut und hätte womöglich die Aufmerksamkeit Hors und anderer erweckt, wenn nicht in diesem Augenblick wieder der Zufall in Form eines Trommelwirbels zu Hilfe gekommen wäre. Vlana huschte von der Bühne, und es begann eine zwar dünne, aber wilde galoppierende Musik, die der einarmige Mingol zusammen mit der kleine Ilthmarix erzeugte, die auf einer Nasenflöte spielte.

»Ich habe nicht gelacht, meine Liebe«, sagte Fafhrd nicht ohne Stolz. »Auch habe ich mir nicht die Lippen geleckert oder bin rot geworden oder habe schneller geatmet – das hast du bestimmt gemerkt. Nein, Mara, ich liege nur hier oben, weil ich mehr über die Zivilisation lernen möchte.«

Sie starrte ihn verblüfft an, grinste und lächelte plötzlich zärtlich. »Weißt du, ich habe das Gefühl, du glaubst wirklich, was du da sagst, du Schaf«, flüsterte sie erstaunt. »Wenn man nur glauben könnte, daß die Dekadenz, die du Zivilisation nennst, wirklich jemanden interessieren und eine laszive Hure ihre Botschaft überbringen könnte ...«

»Ich denke und glaube nicht, ich *weiß* es«, erwiderte Fafhrd, ohne sich um Maras andere Bemerkung zu kümmern. »Eine ganze Welt ruft, und haben wir Augen nur für Schneewinkel? Komm, sieh weiter zu, Mara, und gewinn an Weisheit! Die Schauspielerin tanzt die Kulturen aller Länder und Zeiten vor. Jetzt ist sie eine Frau der Acht Städte.«

Vielleicht waren Fafhrds Worte überzeugend. Vielleicht lag es auch daran, daß Vlanas neues Kostüm ihren Körper von Kopf bis Fuß bedeckte – lange Ärmel, grünes Wams, ein langer blauer Rock, rote

Strümpfe und gelbe Schuhe – und daß die Kulttänzerin ein wenig heftig atmete und die Stränge ihres Halses die Anstrengungen des heftigen, wirbelnden Tanzes erkennen ließen. Jedenfalls zuckte das Schneemädchen die Achseln, lächelte großmütig und flüsterte: »Nun, ich muß zugeben, das alles ist irgendwie widerlich interessant.«

»Ich wußte, daß du mich verstehen würdest, Liebling. Du hast mehr Grips als jede andere Frau unseres Stammes – und auch als jeder Mann«, behauptete Fafhrd und tätschelte sie zärtlich, wenn auch ein wenig geistesabwesend, denn er nahm den Blick nicht von der Bühne.

Nach kurzen Kostümwechseln erschien Vlana hintereinander als Paradiesjungfrau der Ostländer, als sittenstrenge quarmallische Königin, als matte Konkubine des Königs der Könige und als hochmütige lankhmarische Lady mit schwarzer Toga.

Diese letzte Szene offenbarte etwas künstlerische Willkür, denn in Lankhmar trugen nur die Männer eine Toga, aber dieses Kleidungsstück war Lankhmars bekanntestes Symbol überall in der Welt Nehwon.

In der Zwischenzeit mühte sich Mara redlich, an dem exzentrischen Vergnügen ihres künftigen Mannes teilzuhaben. Zuerst war sie wirklich interessiert und merkte sich Einzelheiten an Vlanas Kostümen und Auftritten, die sie selbst einmal nutzen konnte. Aber mit der Zeit überwältigte sie die Erkenntnis, daß ihr die ältere Frau an Wissen und Erfahrung doch weit überlegen war.

Vlanas Tanzerei und Schauspielerei war sicherlich das Ergebnis langjährigen Trainings. Und wie – und

besonders wo – konnte ein Schneemädchen schon jemals solche Kleider tragen? Das Gefühl der Minderwertigkeit machte der Eifersucht Platz und dann dem Haß.

Die Zivilisation war schrecklich. Man sollte Vlana aus Schneewinkel hinauspeitschen, und Fafhrd brauchte eine Frau, die sich um alles kümmerte und seine verrückten Phantastereien im Zaum hielt. Natürlich nicht seine Mutter – die auf schreckliche und inzestuöse Weise ihren eigenen Sohn beherrschte –, sondern eine hübsche, kluge junge Frau.

Sie begann Fafhrd eindringlich zu beobachten. Er sah eigentlich gar nicht betört aus, sondern kalt wie Eis, aber er war von der Szene unten auf der Bühne entschieden gebannt. Sie dachte daran, daß einige Männer ihre wahren Gefühle gut zu verbergen wußten.

Vlana warf ihre Toga ab und zeigte sich in einem großmaschigen Kleid aus feinen Silberdrähten. Wo sich die Drähte kreuzten, hingen winzige Silberglocken. Sie wand sich hin und her, und die Glocken läuteten wie ein Baum voller winziger Vögel, die zusammen eine zwitschernde Hymne auf ihren Körper sangen. Jetzt schien ihre Schlankheit die Jugend zu verkörpern, während ihre Augen zwischen den glatt herabfallenden Haarsträhnen geheimnisvoll und einladend schimmerten.

Fafhrds kontrollierter Atem beschleunigte sich. Sein Traum im Zelt der Mingols war also wahr gewesen! Seine Aufmerksamkeit, die sich bisher halb auf die Länder und Episoden gerichtet hatte, die Vlana vortanzte, konzentrierte sich jetzt völlig auf sie und wurde zu Verlangen.

Diesmal wurde seine Beherrschung noch mehr auf die Probe gestellt, denn ohne Vorwarnung griff ihm Mara zwischen die Beine.

Aber ihm blieb wenig Gelegenheit, sich zur Ruhe zu ermahnen. Sie ließ los und brüllte: »Schmieriger Schuft! Dich lüftet!« Und im gleichen Augenblick schlug sie ihm unterhalb der Rippen in die Seite.

Er versuchte ihre Handgelenke zu packen, ohne die Balance zu verlieren. Sie versuchte, ihn wieder zu schlagen. Die Pinienäste knirschten und warfen Schnee und Nadeln ab.

Fafhrd landete einen Hieb auf Maras Ohr, und ihr Oberkörper rutschte ab, ohne daß ihre Füße den Halt an den kleinen Ästen verloren.

»Gott soll dich erfrieren lassen, du Scheusal!« knurrte Fafhrd, ergriff den stärksten Ast mit einer Hand und langte mit der anderen nach unten, um Maras Arm dicht an der Schulter zu packen.

Wer jetzt nach oben schaute – und da gab es inzwischen einige, trotz der starken Anziehung, die die Bühne ausübte –, erblickte zwei miteinander ringende, weißgekleidete blondschöpfige Gestalten, die halb aus dem verästelten Dach herabhangen, als wollten sie sich im Gleitflug auf die Zuschauer stürzen. Weiterkämpfend verschwanden die Gestalten wieder nach oben.

Ein älterer Mann rief: »Sakrileg!« Ein jüngerer: »Eindringlinge! Verhauen wir sie!« Man wäre seinem Vorschlag sicher gefolgt, denn ein Viertel des Publikums war inzwischen auf den Beinen, wenn Essedine nicht durch ein Vorhangloch den Zuschauerraum im Auge behalten und etwas von widerspenstigen Menschenmengen verstanden hätte. Er schnipste dem

Mingol hinter sich zu und machte eine schnelle Handbewegung.

Die Musik wurde lauter. Zimbeln erklangen. Die beiden Mingol-Mädchen und die Ilthmarix sprangen splitternackt auf die Bühne und begannen Vlana zu umtanzen. Der fette Mann aus dem Osten trottete um sie herum und setzte seinen großen schwarzen Bart in Brand. Blaue Flammen züngelten und flackerten vor seinem Gesicht und umspielten seine Ohren. Er löschte das Feuer erst – mit einem nassen Handtuch, das er in der Hand hielt –, als ihm Essedinex von seinem Posten hinter dem Guckloch zuflüsterte: »Es reicht. Wir haben sie wieder.« Inzwischen war der schwarze Bart zur Hälfte abgebrannt. Manche Schauspieler bringen große Opfer, die viele Spötter und sogar ihre Kollegen nur selten zu schätzen wissen.

Fafhrd ließ sich das letzte Stück hinabfallen und landete im hohen Schnee außerhalb der Gotteshalle. Im gleichen Augenblick hatte auch Mara ihren Abstieg beendet. Sie sahen sich an; schenkeltief standen sie in verkrustetem Schnee, den der aufgehende Halbmond mit schimmernden Streifen versah und zwischen ihnen mit einem Schatten verdunkelte.

Fafhrd fragte: »Mara, wer hat dir die Lüge erzählt, daß ich mit Hringorl um die Schauspielerin kämpfen wollte?«

»Ungetreuer Lüstling!« rief sie, versetzte ihm einen Schlag aufs Auge und rannte laut schluchzend auf das Frauenzelt zu. »Ich sag's meinen Brüdern! Warte nur ab!«

Fafhrd hüpfte vor Schmerz ein paarmal auf der Stelle, rannte ihr drei Schritte nach, blieb stehen, hielt sich etwas Schnee vor das schmerzende Auge, und

als der Schmerz zu einem dumpfen Pochen abgeklungen war, begann er nachzudenken.

Er sah sich mit dem anderen Auge um, erblickte niemanden, kämpfte sich zu einer Gruppe schneegebeugter Immergrünbäume am Rande des Abgrunds durch, suchte sich ein Versteck dazwischen und ließ seinen Gedanken freien Lauf.

Seine Ohren verrieten ihm, daß die Show in der Gotteshalle mit unverändertem Tempo weiterging. Es ertönten Gelächter und lautes Rufen, das zuweilen das wilde Trommeln übertönte. Seine Augen – das verletzte funktionierte wieder – sagten ihm, daß sich niemand in der Nähe aufhielt. Sie richteten sich auf die Darstellerzelte am diesseitigen Ende der Gotteshalle, nahe der Neuen Straße nach Süden, erfaßten dann die Ställe und die Zelte der Händler dahinter. Schließlich fiel sein Blick wieder auf das Zelt, das ihm am nächsten war: Vlanas halbkreisförmige Unterkunft. Es war von Kristallen bedeckt, die im Mondlicht schimmerten, und ein riesiger kristalliner Wurm schien sich unterhalb des immergrünen Sykomorenastes über seine Mitte zu erstrecken.

Im Gleitschritt huschte er über die diamantenbesetzte Schneekruste darauf zu. Der Knoten, der den Eingang verschloß, lag im Schatten und fühlte sich sehr kompliziert an. Er ging um das Zelt herum, lokerte zwei Pflöcke an der Rückseite, wand sich wie eine Schlange durch die Öffnung und fand sich zwischen den Rocksäumen von Vlanas aufgehängten Kostümen wieder, steckte die Pflöcke locker zurück, stand auf, schüttelte sich, machte vier Schritte und legte sich auf das Fellbett. Ein schwach glühendes Feuergestell strahlte etwas Wärme aus. Nach einer

Weile langte er zum Tisch hinüber und goß sich eine Schale Brandy ein.

Schließlich hörte er Stimmen, die lauter wurden. Als die Schnüre der Tür aufgeknüpft und gelockert wurden, tastete er nach seinem Messer und machte Anstalten, sich unter einem großen Pelz zu verstecken.

Lachend, doch mit Entschlossenheit, sagte Vlana: »Nein, nein, nein«, trat hastig rückwärts durch die Zeltöffnung und hielt die Tür mit einer Hand zu, während sie die Schnüre mit der anderen schnell festzog und über die Schulter blickte.

Ihre Überraschung verging so schnell, daß sich Fafhrd fragte, ob überhaupt eine Veränderung auf ihrem Gesicht vorgegangen war. Dann schenkte sie ihm ein schnelles Willkommenslächeln, bei dem sich ihre Nase komisch verzog. Sie wandte ihm den Rücken zu, zupfte sorgsam die Schnüre fest und verwandte einige Zeit darauf, an der Innenseite einen Knoten zu knüpfen. Dann kam sie herbei und kniete aufrecht neben ihm nieder. Als sie auf ihn herabblickte, lächelte sie nicht mehr; ihr Ausdruck war gesammelt, nachdenklich, und er versuchte sich ihrer Stimmung anzupassen.

»Du hast deine Ansicht über eine Belohnung also geändert«, sagte sie leise und sachlich. »Wie willst du wissen, daß ich es mir inzwischen nicht auch anders überlegt habe?«

Fafhrd schüttelte den Kopf als Antwort auf ihre Bemerkung. Nach kurzem Zögern sagte er dann: »Trotzdem habe ich entdeckt, daß ich dich besitzen möchte.«

Vlana sagte: »Ich habe gesehen, wie du von ... von

der Galerie aus zugesehen hast. Weißt du, du hast uns fast die Show gestohlen. Wer war denn das Mädchen bei dir? Oder war es ein Junge? Ich hab's nicht genau gesehen.«

Fafhrd ging nicht auf ihre Fragen ein. Statt dessen sagte er: »Ich möchte dir auch Fragen stellen über dein vorzügliches Tanzen und ... und das Alleinspielen.«

»Pantomime«, sagte sie.

»Ja, Pantomime. Und ich möchte mit dir über die Zivilisation reden.«

»Stimmt, heute morgen hast du mich gefragt, wie viele Sprachen ich kann«, sagte sie und starrte über ihn hinweg an die Zeltwand. Es war klar, daß auch sie sich ihre Gedanken machte. Sie nahm ihm die Brandyschale aus der Hand, schluckte die Hälfte des verbliebenen Restes und gab sie ihm zurück.

»Gut«, sagte sie und schaute ihn endlich an, doch ohne daß sich ihr Ausdruck veränderte. »Ich werde dein Verlangen stillen, mein lieber Junge. Aber nicht sofort. Ich muß mich zuerst ausruhen und wieder zu Kräften kommen. Geh jetzt und komm zurück, wenn der Shadahstern untergeht! Weck mich, wenn ich schlafen sollte!«

»Aber das ist eine Stunde vor Sonnenaufgang«, sagte er und sah zu ihr auf. »Es wird kalt sein draußen im Schnee.«

»Nicht«, sagte sie schnell. »Ich möchte dich nicht halb erfroren. Geh ins Warme. Wenn du wachbleiben willst, denk an mich. Trink nicht zuviel Wein. Jetzt geh.«

Er stand auf und wollte sie umarmen. Sie trat einen Schritt zurück und sagte: »Später. Alles später.« Er ging auf die Tür zu. Sie schüttelte den Kopf und sag-

te: »Man könnte dich sehen. Wie du gekommen bist.«

Als er an ihr vorbeiging, stieß sein Kopf gegen etwas Hartes. Zwischen den Streben, die das Zelt in der Mitte hochhielten, wölbte sich die weiche Fellplane einwärts, während sich die Streben unter der Last etwas bogen. Sekundenlang duckte sich Fafhrd zusammen, bereit, Vlana zu packen und zur Seite zu reißen. Dann begann er methodisch gegen die Beulen zu schlagen. Knacken und lautes Klirren ertönte, als die massiven Kristalle, die ihn von außen an einen Riesenzwerg erinnert hatten – er mußte sich inzwischen zu einer Riesenschlange ausgewachsen haben! – zerbrachen und zu Boden rieselten.

Er sagte: »Die Frauen des Schnee-Clans mögen dich nicht. Auch ist Mor, meine Mutter, deine Freundin nicht.«

»Glauben sie mich mit ihren Eiskristallen erschrecken zu können?« fragte Vlana verächtlich. »Weißt du, ich kenne Feuerzauber im Osten, gegen die diese läppischen Kindereien ...«

»Aber du bist jetzt in *ihrem* Gebiet und bist *ihrem* Element ausgeliefert, das grausamer und heimtückischer als Feuer ist«, wandte Fafhrd ein und fegte die letzten Einbuchtungen fort, so daß sich die Streben wieder auswärts reckten und das Leder sich zwischen ihnen flach erstreckte wie zuvor. »Unterschätze ihre Kräfte nicht.«

»Dank, daß du mein Zelt vor dem Einsturz bewahrt hast. Aber jetzt geh – und zwar schnell.«

Sie sprach, als wäre ihr das Ganze nebensächlich, doch in ihren großen Augen stand ein nachdenklicher Ausdruck.

Ehe er sich wieder unter der rückwärtigen Plane

durchwand, blickte Fafhrd noch einmal zurück. Vlana starrte wieder auf die Zeltwand; sie hielt die leere Schale in der Hand, die er ihr gegeben hatte, doch als sie seine Bewegung bemerkte, lächelte sie zärtlich und hauchte ihm einen Kuß zu.

Draußen herrschte klirrende Kälte. Trotzdem begab sich Fafhrd zu seiner Baumgruppe, zog den Mantel eng um sich, ließ seine Kapuze über den Kopf herabsinken, zog die Kapuzenschnur an und beobachtete Vlanas Zelt.

Wenn die Kälte seine Felle zu durchdringen drohte, dachte er an Vlana.

Plötzlich duckte er sich zusammen und lockerte sein Messer.

Im Schatten bleibend, näherte sich eine Gestalt dem Zelt der Schauspielerin. Sie schien schwarzgekleidet zu sein.

Fafhrd huschte leise näher.

Durch die stille Luft tönte leise das Kratzen von Fingernägeln auf Leder.

Ein Lichtschimmer, als der Zelteingang geöffnet wurde.

Es war hell genug, um das Gesicht Vellix, des Verwegenen zu erkennen. Er betrat das Zelt, und dann wurden die Schnüre wieder festgezogen.

Fafhrd hielt zehn Schritte vor dem Zelt inne und rührte sich etwa zwei Dutzend Atemzüge lang nicht von der Stelle. Dann, die Entfernung während, ging er leise um das Zelt herum.

Aus dem Eingang des hohen konischen Zeltes von Essedinex fiel ein Lichtschein. In den dahinterliegenden Ställen schnaubte ein Pferd.

Fafhrd duckte sich und starrte einen Messerwurf

entfernt durch den schmalen erleuchteten Eingang und bewegte sich langsam hin und her. Er erblickte vor der hinteren Zeltwand einen Tisch voller Krüge und Trinkschalen.

An einer Seite des Tisches saß Essedinex. Ihm gegenüber hockte Hringorl.

Vorsichtig nach Hor, Harrax oder Hrey ausschauend, umkreiste Fafhrd das Zelt. An der Stelle, an der sich der Tisch und die beiden Männer als schwache Silhouetten abzeichneten, schlich er näher. Er strich Kapuze und Haar zur Seite und legte vorsichtig das Ohr an das Zeltleder.

»Drei Goldbarren – das ist mein letztes Angebot«, sagte Hringorl mürrisch. Das Leder ließ seine Stimme hohl klingen.

»Fünf«, erwiderte Essedinex, und es ertönte ein kurzes Schlürfen, und eine Silhouette setzte ihre Trinkschale ab.

»Hör mal, Alter«, erwiderte Hringorl mit drohender Stimme. »Ich brauche dich überhaupt nicht. Ich kann mir das Mädchen schnappen und brauche dir dann überhaupt nichts zu zahlen.«

»O nein, das geht nicht, lieber Hringorl«, erwiderte Essedinex ungerührt. »Denn dann würde die Show nie wieder nach Schneewinkel kommen, und wie würde das deinen Stammesgenossen gefallen? Auch würde ich dir keine Mädchen besorgen.«

»Was macht das schon?« erwiderte der andere gleichgültig. Die Worte gingen in einem Schlucken unter, doch Fafhrd hörte heraus, daß der Mann bluffte. »Ich habe mein Schiff. Ich könnte dir jetzt die Kehle durchschneiden und mir das Mädchen heute nacht nehmen.«

»Dann tu's doch«, sagte Essedinex fröhlich. »Laß mir nur Zeit für einen letzten Schluck.«

»Na gut, du knickriger Bock. Vier Goldbarren.«

»Fünf.«

Hringorl fluchte ausgiebig. »Irgendwann treibst du mich noch mal zu weit, du Zuhälter. Außerdem ist das Mädchen alt.«

»Aye, alt und erfahren im Geschäft der Wonnen, gewiß. Habe ich dir schon erzählt, daß sie Lehrling der Zauberer von Azorkah gewesen ist? Sie wollte sich von ihnen ausbilden lassen, damit sie eine Konkubine des Königs der Könige werden und zugleich ihre Spionin am Hofe von Horborixen sein konnte. Aye, und dann ist sie diesen schlimmen Hexern geschickt entkommen, als sie das gewünschte erotische Wissen erlangt hatte.«

Hringorl lachte gezwungen. »Warum soll ich auch nur einen einzigen Silberbarren für ein Mädchen ausgeben, das Dutzende von Männern besessen haben? Das das Spielzeug jedes Mannes gewesen ist?«

»Von Hunderten«, berichtigte ihn Essedinex. »Können läßt sich nur durch Erfahrung gewinnen, wie du selbst weißt. Und je größer die Erfahrung, desto größer auch das Können. Und doch ist dieses Mädchen niemals nur Spielzeug. Sie ist die Unterweiserin; sie offenbart, sie spielt mit einem Mann zu seinem Vergnügen, sie schafft es, daß er sich wie der König des Universums vorkommt und daß er – wer weiß? – vielleicht einen Moment auch König *ist*. Was ist einem Mädchen unmöglich, das die Vergnügungen der Götter selbst kennt – aye, und der Erzdämonen ebenfalls? Und doch – du wirst es mir nicht glauben, aber es stimmt –, und doch bleibt sie auf ihre Art

stets jungfräulich. Denn kein Mann hat sie jemals wirklich gemeistert.«

»Dafür läßt sich sorgen!« Hringorls Worte waren fast ein fröhliches Auflachen. Wieder waren Trinkgeräusche zu hören. Dann wurde seine Stimme leise. »Na gut, fünf Goldbarren also, du Schacherer. Lieferung nach der Show morgen abend. Das Gold wird bezahlt, wenn du mir das Mädchen übergibst.«

»Drei Stunden nach der Show, wenn das Mädchen betäubt und alles ruhig ist. Es wäre unklug, die Eifersucht deiner Stammesgenossen zu früh zu wecken.«

»Sagen wir zwei Stunden. Abgemacht? Und läßt uns jetzt vom nächsten Jahr sprechen. Ich möchte dann ein schwarzes Mädchen, eine Vollblut-Kleshitin. Und das war heute das letzte Fünf-Barren-Geschäft, verstanden? Ich will kein Hexenwunder sondern Jugend und Schönheit.«

Essedinex erwiderte: »Glaub mir, du wirst keine andere Frau ersehnen, wenn du Vlana erst kennengelernt und – ich wünsche dir Glück dabei – gemeistert hast. Oh, natürlich nehme ich an ...«

Fafhrd taumelte ein halbes Dutzend Schritte zurück und stellte sich mit breit gespreizten Beinen in den Schnee; ihm war seltsam schwindlig zumute, oder war er betrunken? Er hatte sofort angenommen, daß die beiden Männer von Vlana sprachen, aber ihren Namen jetzt ausgesprochen zu hören, war schlimmer, als er erwartet hatte.

Die beiden Entdeckungen, die so dicht aufeinander gefolgt waren, erfüllten ihn mit einem völlig unbekanntem Gefühl – mit einer übermächtigen Wut und auch dem Wunsch, laut loszulachen. Er wünschte sich ein Schwert, mit dem er den Himmel aufschlit-

zen und die Paradiesbewohner aus ihren Betten holen konnte. Er wollte sämtliche Raketen der Show an sich bringen und in das Zelt von Essedinex rasen lassen. Wollte die Gotteshalle mit ihren Pinien einreißen und alles über die Darstellerzelte fallen lassen. Er wollte ...

Er wandte sich um und ging mit schnellen Schritten auf das Stallzelt zu. Der Stallbursche schnarchte auf dem Stroh neben einem leeren Krug und neben dem leichten Schlitten von Essedinex.

Fafhrd stellte mit wildem Lächeln fest, daß das Pferd, mit dem er am besten umzugehen wußte, Hringorl gehörte. Er fand das Zaumzeug und ein langes festes Seil. Dann murmelte er dem Pferd aus halbgeschlossenen Lippen beruhigend zu und führte es – eine weiße Stute – aus dem Zelt. Der Wächter schnarchte nur noch lauter.

Wieder fiel sein Blick auf den leichten Schlitten. Der Teufel ritt ihn, und er löste die steife Plane über dem Laderaum hinter den beiden Sitzen. Neben anderen Dingen befanden sich die Raketen der Show darin. Er ergriff drei von den größten – mit ihren steifen Lunten waren sie so lang wie Skistöcke – und nahm sich die Zeit, die Plane wieder festzuzurren. Noch immer erfüllte ihn der verrückte Vernichtungsdrang, den er aber inzwischen unter Kontrolle hatte.

Draußen legte er der Stute das Zaumzeug an und verknotete es fest mit einem Ende des Seils. Aus dem anderen Ende machte er eine große Schlinge. Dann legte er das Seil wieder zusammen, klemmte sich die Raketen unter den linken Arm, kletterte gewandt auf die Stute und lenkte sie in die Nähe des Zeltes von Essedinex. Die beiden Schemen saßen sich noch immer am Tisch gegenüber.

Er ließ die Schlinge um seinen Kopf wirbeln und warf. Das Seil legte sich um die Zeltspitze; dies geschah fast geräuschlos, da er darauf achtete, die Schlinge zuzuziehen, ehe sie sich auf die Zeltwände legte.

Sie lag um den Mittelmast des Zelt. Er versuchte seiner Erregung Herr zu werden. Langsam führte er die Stute über den mond hellen Schnee auf den Wald zu und ließ währenddessen das Seil aus. Als er nur noch vier Schlingen übrig hatte, brachte er das Tier in Trab. Er beugte sich über das Zaumzeug, hielt sich fest und trieb der Stute seine Stiefel in die Flanken. Das Seil straffte sich, die Stute ging gegen die Last an. Hinter ihm ertönte ein leises Knacken.

Er lachte triumphierend auf. Die Stute kämpfte gegen den unregelmäßigen Druck des Seils. Er wandte sich um und sah das Zelt hinter dem Pferd herschleifen. Er sah Feuer und hörte Überraschungsrufe und Wutschreie. Wieder brüllte er sein Lachen hinaus.

Am Waldrand zog er sein Messer und schnitt das Seil durch. Er sprang zu Boden, summte der Stute ein Lob ins Ohr, versetzte ihr einen Schlag auf die Flanke und ließ sie zum Stall zurücktraben. Er überlegte, ob er die Raketen auf das zusammengesunkene Zelt abfeuern sollte, aber das hätte nicht mehr die rechte Wirkung gehabt. Er rückte sie unter seinem Arm zu recht und wanderte in den Wald.

Als er außer Sichtweite war, schlug er einen Haken und machte sich auf den Weg nach Hause. Er schritt vorsichtig aus, um möglichst wenig Fußspuren zu hinterlassen, fand schließlich einen Pinienast und zerrte ihn hinter sich her, und bei jeder sich bietenden Gelegenheit ging er auf Felsgestein.

Seine gute Laune war geschwunden, ebenso wie

seine Wut; eine tiefe Niedergeschlagenheit hatte ihn befallen. Er haßte Vellix und auch Vlana nicht mehr, doch die Zivilisation kam ihm wie ein Flitterwerk vor, seines Interesses nicht mehr würdig. Er war froh, daß er Hringorl und Essedinex einen Streich gespielt hatte, aber sie waren nicht wichtig. Er selbst war ein einsames Gespenst, dazu verdammt, in der Eis-Öde herumzugeistern.

Er überlegte, ob er nach Norden durch die Wälder ziehen sollte, bis er ein neues Leben fand oder auch erfror; er spielte mit dem Gedanken, seine Skier zu holen und die verbotene Schlucht zu überspringen, die Skifs Tod gewesen war, oder sich ein Schwert zu beschaffen und Hringorls Streiter zum Kampf zu reizen. Hundert andere Herausforderungen des Schicksals fielen ihm ein.

Die Zelte des Schnee-Clans wirkten wie bleiche Pilze im Licht des verrückt leuchtenden Mondes. Einige hatten ein konisches Dach auf gedrungenem Kegel, andere wirkten wie aufgeblasene Halbkugeln, wie im Boden steckende Rüben. Gleich Pilzen berührten sie an den Rändern nicht den Schnee. Ihre Böden aus aufgestapelten Ästen und Fellen ruhten auf mächtigen Holzpfosten, so daß die Hitze des Zeltes den darunterliegenden gefrorenen Boden nicht erreichen konnte.

Der riesige silbrige Stamm einer toten Schneeeiche, die etwa die Form eines gebrochenen Riesenfingernagels hatte – dort, wo ein Blitzstrahl sie vor Urzeiten auf halber Höhe gespalten hatte – kennzeichnete Mors und Fafhrds Zelt und auch die Lage des Grabes seines Vaters, auf dem das Zelt in jedem Jahr errichtet wurde.

In einigen Zelten war noch Licht, ebenso wie im großen Frauenzelt, das auf der anderen Seite, zur Gotteshalle hin, wachte; doch es schien niemand mehr unterwegs zu sein. Mit entmutigtem Seufzen machte er sich auf den Heimweg. Dann fielen ihm die Raketen ein, und er steuerte auf die tote Eiche zu. Ihre Oberfläche war glatt, die Rinde längst abgeschält. Die wenigen verbliebenen Äste waren ebenfalls glatt und abgesplittert, und der niedrigste schien außer Reichweite zu sein.

Einige Schritte entfernt hielt er inne und sah sich noch einmal um. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß niemand in der Nähe war, rannte er auf die Eiche zu und tat einen senkrechten Leopardensprung, packte mit der freien Hand den niedrigsten Ast und schwang sich hinauf, ehe der Aufwärtsschwung völlig verloren war.

Dann stand er auf dem toten Ast und stützte sich leicht am Baumstamm ab und hielt ein letztes Mal Ausschau nach Zuschauern und Spätheimkehrern. Schließlich drückten seine Finger zu, seine Fingernägel gruben sich ein, und in dem scheinbar fugenlosen grauen Holz öffnete sich eine Tür, die so groß war wie er, doch kaum halb so breit. Er tastete sich an Skiern und Skistöcken vorbei und stieß auf einen langen schmalen, in leicht geölter Seehundsfelle gewickelten Gegenstand. Das Tuch gab den Blick frei auf einen mächtig aussehenden Bogen und eine Reihe langer Pfeile. Er legte die Raketen in das Bündel, schlug das Tuch wieder darum, schloß die seltsame Tür seines Baumverstecks und ließ sich wieder in den Schnee fallen, den er sorgfältig glattstrich.

Als er sein Wohnzelt betrat, kam er sich wieder wie

ein Gespenst vor und versuchte entsprechend leise aufzutreten. Die bekannten Gerüche beruhigten ihn gegen seinen Willen – es duftete nach Fleisch, kaltem Rauch, Häuten, Schweiß, nach dem Nachtopf; dazu Mors leichter süß-saurer Körpergeruch. Er ging über den nachgebenden Boden auf seine Schlafpelze zu und ließ sich bekleidet darauf nieder. Er war todmüde. Es herrschte absolute Stille. Mors Atem war nicht zu hören.

Er dachte daran, wie er zum letztenmal seinen Vater gesehen hatte, blau angelaufen und mit geschlossenen Augen, sein bestes Schwert blank neben ihm, die grauen Finger um den Griff geschlossen. Er dachte an Nalgron, der jetzt in der Erde unter dem Zelt lag, von den Würmern zu einem Skelett zerfressen, das Schwert verrostet, die Augen geöffnet – leere Höhlen, die durch die dichtgepackte Erde nach oben starrten. Er erinnerte sich auch noch an den Moment, da er seinen Vater zum letztenmal lebend gesehen hatte: ein großer davonmarschierender Wolfsfellmantel, gefolgt von Mors heftigen Warnungen und Drohungen. Dann mußte er wieder an das Skelett denken. Es war eine Nacht der Gespenster.

»Fafhrd?« rief Mor leise von der anderen Seite des Zeltes.

Fafhrd erstarrte und hielt den Atem an. Als er es nicht mehr aushielt, ließ er die Luft langsam aus und atmete mit offenem Mund lautlos wieder ein.

»Fafhrd?« Die Stimme war ein wenig lauter, obwohl sie immer noch etwas Gespenstisches an sich hatte. »Ich habe dich hereinkommen hören. Du schläfst noch nicht.«

Es hatte keinen Sinn mehr. »Du hast auch nicht ge-

schlafen, Mutter?«

»Wenn man alt ist, schläft man wenig.«

Das stimmte nicht, überlegte er. Mor war nicht alt, nicht einmal nach den gnadenlosen Maßstäben der Eis-Öde. Zugleich war es doch richtig. Mor war so alt wie der Stamm, wie die Öde, wie der Tod.

Mor sagte langsam – Fafhrd wußte, daß sie auf dem Rücken lag und nach oben starrte: »Ich bin einverstanden, daß du Mara zur Frau nimmst. Nicht erfreut, aber einverstanden. Wir brauchen hier ein paar starke Hände, solange du nur Tagträumen nachhängst und deine Gedanken wild verschießt – wie Pfeile, die nie ein Ziel finden – und solange du Schauspielerinnen und Tandwerk nachstellst. Außerdem hast du Mara ein Kind gemacht, und ihre Familie ist nicht völlig ohne Ansehen.«

»Mara hat heute mit dir gesprochen?« fragte Fafhrd. Er versuchte, seiner Stimme nichts anmerken zu lassen, doch seine Frage kam seltsam erstickt heraus.

»Wie es jedes gute Schneemädchen tun sollte. Nur hätte sie es mir früher sagen müssen. Und du sogar noch eher. Aber du hast doppelt und dreifach den Hang zur Geheimnistuerei von deinem Vater geerbt – ebenso wie seine Neigung, die Familie zu vernachlässigen und sich nutzlosen Abenteuern hinzugeben. Nur daß die Krankheit in dir noch schlimmere Formen annimmt.

Seine Leidenschaft waren kalte Berggipfel, während du dich zur Zivilisation hingezogen fühlst – jener Pestbeule des heißen Südens, wo es keine natürliche Kälte zur Bestrafung der Dummen und Bequemen gibt, keine Kälte, die auf die Wahrung der Sitten

achtet. Aber du wirst noch feststellen, daß es eine Hexenkälte gibt, die dir in Nehwon überallhin folgen kann. Schon einmal ist das Eis nach Süden gewandert und hat alle südlichen Länder bedeckt – zur Strafe für eine frühere sündige Zeit. Und wo das Eis einmal gewesen ist, kann die Hexerei es wieder hinschicken. Du wirst das noch erkennen und deine Krankheit überwinden – oder du wirst Erfahrungen machen müssen, wie sie auch dein Vater gemacht hat.«

Fafhrd versuchte, die Beschuldigung des Gattenmordes vorzubringen, die ihm heute morgen so leicht über die Lippen gekommen war, doch die Worte blieben ihm – nicht in der Kehle, sondern schon im Gehirn stecken, über das er plötzlich nicht mehr allein zu befehlen schien.

Mor hatte schon vor langer Zeit sein Herz erstarren lassen. Jetzt ließ sie auch in seinen geheimsten Gedanken Kristalle erstehen, die alles verzerrten und ihn daran hinderten, die Waffe nüchtern erfüllter Pflichten und kühlen Verstandes gegen sie einzusetzen, die ihm bisher seine Eigenständigkeit bewahrt hatten. Er hatte das Gefühl, als wollte ihn der ganze Kosmos auf ewig umschließen – eine Welt, in der die Starrheit des Eises identisch war mit der Starrheit der Moral und der Starrheit aller Gedanken.

Als fühlte sie ihren Sieg und gestattete sich ein wenig Freude darüber, sagte Mor im gleichen monotonen, nachdenklichen Tonfall: »Aye, dein Vater bereut inzwischen den Grand Hanack, die Weiße Klippe, die Eiskönigin und alle seine anderen Berglieben. Sie können ihm nicht mehr helfen. Sie haben ihn vergessen. Endlos starrt er aus augenlosen Höhlen zu dem Heim auf, das er verschmähte und sich jetzt ersehnt,

das jetzt so nahe und doch so unerreichbar fern ist. Seine Fingerknochen scharren schwach in der gefrorenen Erde, er versucht sich vergeblich unter ihrem Gewicht zu regen ...«

Fafhrd hörte ein leises Kratzen; vielleicht bewegte sich ein vereister Ast am Zeltleder, doch seine Haare richteten sich auf. Als er hochfahren wollte, stellte er fest, daß er sich nicht rühren konnte. Die Schwärze war wie eine gewaltige Last.

Er fragte sich im ersten Augenblick, ob ihn Mor etwa neben seinen Vater unter die Erde gezaubert hatte. Und doch bedrückte ihn ein Gewicht, das größer war als acht Fuß frostharter Erde. Es war das Gewicht der gesamten tödlichen Eis-Öde, der Tabus und Verachtung und Engstirnigkeit des Schnee-Clans, der Piratengier und Beutelust Hringorls, es war die Last Maras fröhlicher Selbstaufgabe und ihres wachen, doch halbblinden Geistes, und es war vor allem Mor mit Fingerspitzen voller Eiskristalle, die sie zu einem Zauberbann verwob.

Und dann dachte er an Vlana.

Vielleicht war es dieser Gedanke, der die Befreiung brachte. Vielleicht kroch ein Stern über den schmalen Rauchabzug des Zeltes und schickte seinen winzigen Silberpfeil in die Pupillen seiner Augen. Vielleicht piff auch nur der angehaltene Atem aus seinem Körper, und seine Lungen kämpften automatisch um einen neuen Atemzug und bewiesen ihm, daß seine Muskeln *nicht* starr und unbeweglich waren.

Jedenfalls schoß er von seinem Lager hoch und raste auf die Tür zu. Er wagte es nicht, die Schnüre zu öffnen, weil Mors eiszackige Finger nach ihm griffen. Vielmehr riß er das brüchige alte Leder mit einer

Abwärtsbewegung seiner zur Klaue gekrümmten Rechten auf und sprang wild aus dem Zelt, weil sich Nalgrons Skelettarme aus der schmalen schwarzen Lücke zwischen Zeltboden und Frostgrund nach ihm ausstreckten.

Und dann rannte er wie nie zuvor in seinem Leben. Er lief, als wären alle Gespenster der Eis-Öde hinter ihm her – und auf eine Weise waren sie das auch. Er passierte das letzte Zelt des Schnee-Clans, die jetzt alle im Dunklen lagen, und das schwach klirrende Frauenzelt und sprintete über den flachen Hang, der vom Mond in Silber getaucht war, auf den hochgewölbten Rand des Troll-Cañons zu. Er verspürte den Drang, in den Abgrund zu springen und es der Luft freizustellen, ihn zu stützen und nach Süden zu tragen – oder ihn in den Tod fallen zu lassen. Und einen Augenblick lang schien es ihm, als habe er überhaupt keine andere Wahl.

Dann plötzlich hatte er das Gefühl, nicht so sehr vor der Kälte und ihren schlimmen übernatürlichen Schrecken zu fliehen, als vielmehr auf die Zivilisation zuzulaufen, die in seinen Gedanken wieder zu einem leuchtenden Ideal geworden war, eine Antwort auf alles Kleingeistige dieser Welt.

Er lief etwas langsamer und begann wieder klarer zu denken und sah sich zum erstenmal um, ob etwa tatsächlich Menschen oder Dämonen hinter ihm her waren.

Er gewahrte Shadah, der über den Baumspitzen im Westen blinzelte.

Er wanderte zwischen der Gotteshalle und dem Cañonrand entlang, der nun keine Verlockung mehr für ihn darstellte.

Er registrierte, daß Essedinex' Zelt wieder aufgerichtet worden war und daß noch Licht darin leuchtete. Kein neuer Schneewurm kroch über Vlanas Zelt. Der Ast der Schneesykomore darüber glitzerte kristallbesetzt im Mondschein.

Ohne Vorwarnung betrat er das Zelt durch seine Hintertür, zerrte leise die gelockerten Pflöcke heraus und schob dann seinen Kopf und seine Rechte durch die Öffnung unter die Kleidungsstücke; in der Hand hielt er sein Messer.

Vlana schlief allein auf ihren Fellen, eine leichte rote Woldecke bis zu ihren nackten Achselhöhlen hochgezogen. Das Licht der Lampe flackerte gelblich, reichte jedoch aus, um das Zeltinnere zu erhellen und Fafhrd zu zeigen, daß er mit dem Mädchen allein war. Das erhöhte Feuergestell strahlte Hitze aus.

Fafhrd kroch ganz hinein, steckte sein Messer fort und blickte auf die Schauspielerin hinab. Ihre Arme kamen ihm sehr schlank vor, ihre Hände langfingrig und ein wenig zu groß. Nun, da die großen Augen geschlossen waren, erschien ihm das Gesicht sehr klein im Mittelpunkt des herrlich ausgebreiteten dunkelbraunen Haars. Und doch wirkte es zugleich edel und wissend mit seinen feuchten Lippen, die sorgsam frisch gerötet, erregend waren und ihn in Versuchung brachten. Auf ihrer Haut glitzerte ein leichter Ölschimmer. Er konnte das Parfüm wahrnehmen.

Einen Augenblick lang erinnerte ihn Vlanas hingestreckte Gestalt an Mor und Nalgron, doch der Gedanke ging sofort in der starken Hitze des Feuergestells unter, das ihn an eine kleine Kunstsonne gemahnte, verging im Ansturm der zahlreichen Details

und kunstvollen Gegenstände der Zivilisation, die ihn rings umgaben, und im Ansturm der Schönheit und unschuldigen Anmut Vlanas, die sich sogar im Schlaf ihrer selbst bewußt schien. Sie war für ihn das Sinnbild der Zivilisation.

Er wich langsam zum Kleidergestell zurück und begann sich auszuziehen und seine Kleidung sorgsam zusammenzufalten und aufzuschichten. Vlana wachte nicht auf, zumindest blieben ihre Augen geschlossen.

Einige Zeit später kroch er wieder unter die Decke, nachdem er sich Erleichterung verschafft hatte, und sagte: »Jetzt erzähl mir von der Zivilisation und deiner Rolle darin.«

Vlana trank die Hälfte des Weines, den ihr Fafhrd auf dem Rückweg geholt hatte, dann reckte sie sich wohlig, während ihr Kopf auf den verschränkten Händen ruhte.

»Nun, zunächst bin ich keine Prinzessin, obwohl ich mich gern so nennen lasse«, sagte sie leichthin. »Ich muß dir sagen, daß du dir auch nicht einmal eine Dame angelacht hast, mein liebster Junge. Was die Zivilisation angeht – die stinkt mir.«

»Nein«, stimmte ihr Fafhrd zu. »Ich habe mir die beste und tollste Schauspielerin ganz Nehwons ausgesucht. Aber warum hat die Zivilisation einen schlimmen Beigeschmack für dich?«

»Ich glaube, ich muß dir deine Illusionen tatsächlich völlig rauben, Geliebter«, sagte Vlana und rieb sich etwas geistesabwesend an ihm. »Sonst entwickelst du vielleicht noch dumme Vorstellungen über mich und machst dumme Pläne.«

»Wenn du damit meinst, daß du die Hure gespielt hast, um erotische Kenntnisse und anderes Wissen zu erlangen ...« begann Fafhrd.

Sie sah ihn nicht wenig überrascht an und unterbrach ihn ziemlich scharf: »Ich bin nach manchen Maßstäben schlimmer als eine Hure. Ich bin eine Diebin. Ja, eine Beutelschneiderin und Taschendiebin, eine, die Betrunkene ausfledderte, Einbrüche wagte und Passanten überfiel. Ich bin als Bauernmädchen geboren, womit ich noch niedrigeren Standes sein dürfte als ein Jäger, der von dem Tod von Tieren lebt und seine Hände nicht in den Dreck stecken muß und nur mit dem Schwert erntet.

Als meine Eltern durch Gesetzstricks ihr Land verloren, das zu einer winzigen Ecke der neuen, riesigen, von Sklaven bearbeiteten lankhmarischen Kornfarmen werden sollte, und als meine Eltern daraufhin verhungerten, faßte ich den Entschluß, mir das alles von den Kornhändlern zurückzuholen. Die Stadt Lankhmar sollte mich ernähren – aye, sehr gut sogar! – und nur mit Beulen oder Kratzern bezahlen.

So ging ich nach Lankhmar. Dort tat ich mich mit einem schlaun Mädchen zusammen, das so etwa die gleichen Gedanken und Erfahrungen hatte wie ich und kam einige Monde lang ganz gut zurecht. Wir arbeiteten nur in schwarzer Kleidung und nannten uns das Dunkle Duo.

Um überhaupt einen Beruf vorweisen zu können, tanzten wir – vorwiegend in der Dämmerstunde, um die Zeit bis zu den bekannten Zugnummern zu überbrücken. Ein wenig später begannen wir auch zu schauspielern, was uns von einem gewissen Hinerio beigebracht wurde, einem berühmten Darsteller, der

ein Opfer des Weines geworden war, der liebste und höflichste alte Zitterer, der jemals bei Sonnenaufgang um einen Drink bettelte oder in der Dämmerung ein Mädchen zu tätscheln versuchte, das noch nicht einmal ein Viertel seines Alters hatte. Und wie ich schon sagte, wir kamen ganz gut zurecht ... bis ich, wie meine Eltern, ein Opfer des Gesetzes wurde.

Nein, das hatte nichts zu tun mit den Gerichtshöfen des Oberherrn, mein lieber Junge, und auch nicht mit seinen Gefängnissen und Streckbänken und Hackblöcken für Köpfe und Hände, obwohl die zum Himmel schreien. Nein, ich kam mit einem Gesetz in Konflikt, das sogar noch älter ist als das lankhmarische Rechtssystem und das einen Gerichtshof hat, der weitaus weniger barmherzig ist. Kurz, unser Spiel wurde von der Diebeszunft beendet, einer sehr alten Organisation, die in jeder zivilisierten Stadt ihre Vertreter hat und in der verrückterweise weibliche Mitglieder auf das schärfste verpönt und selbständig arbeitende Diebe womöglich noch mehr verschrien sind.

In frühester Jugend hatte ich schon von der Zunft gehört und in meiner Unschuld gehofft, ihr einmal beitreten zu können, aber ich erfuhr bald von dem allgemeinen Motto: ›Lieber einer Kobra einen Kuß geben, als einer Frau ein Geheimnis anvertrauen.‹ Übrigens, du süßer Zivilisationsschüler – wenn die Zunft zur Ablenkung oder so Frauen braucht, mietet sie sie halbstundenweise von der Hurenzunft.

Ich hatte Glück. Während ich an einem bestimmten Ort schon erwürgt werden sollte, stolperte ich über die Leiche meiner Freundin; ich war schnell nach Hause gehuscht, um einen vergessenen Schlüssel zu

holen. Ich zündete in unserem engen Raum eine Lampe an und sah in Vilis Gesicht die Spuren endloser Qualen und die rote Seidenschnur, die sich tief in ihren Hals eingeschnitten hatte. Aber was mich vor allen Dingen in Wut brachte und zugleich den schlimmsten Haß in mir aufkommen ließ – zusammen mit einem guten Stück knieweicher Angst –, war die Tatsache, daß der alte Hinerio auch erwürgt worden war.

Vilis und ich zumindest waren Konkurrenten und galten somit nach den unmöglichen Gesetzen der Zivilisation als Freiwild, aber er hatte keine Ahnung gehabt, daß wir Diebstähle begingen. Er hatte nur angenommen, daß wir andere Liebhaber oder zahlende Liebeskunden hatten.

So gab ich also Fersengeld und verließ Lankhmar, so schnell ich konnte. In Ilthmar traf ich auf Essedinex und seine Truppe, die für die Nebensaison nach Norden zog. Zum Glück war gerade eine Stelle für die Hauptrolle frei, und meine Talente befriedigten den alten Seddy.

Doch zugleich schwor ich einen Eid auf den Morgenstern, daß ich den Tod Vilis und Hinerios rächen würde. Und das werde ich eines Tages tun! Sorgfältig geplant, mit tüchtigen Helfern und in einer neuen Maske. Die Mächtigen der Diebeszunft werden es am eigenen Leibe erfahren, wie es ist, wenn sich eine Schnur langsam enger um den Hals zieht!

Aber das alles ist kein schönes Thema für einen kossigen Morgen, mein Liebling, und ich habe auch nur davon gesprochen, um dir zu zeigen, warum du dich nicht mit einem verdorbenen Mädchen wie mir einlassen darfst.«

Damit wandte sich Vlana um, lehnte sich gegen Fafhrd und küßte ihn vom Mundwinkel bis zum Ohrläppchen ab, aber als er diese Liebesbezeugung erwidern wollte, lenkte sie seine zugreifenden Hände ab, stützte sich auf seine Arme, so daß er sie nicht mehr bewegen konnte, richtete sich halb auf, blickte ihn rätselhaft an und sagte: »Liebster Junge, es wird langsam hell, und bald geht die Sonne auf, und du mußt mich jetzt verlassen – oder spätestens nach einem weiteren Zusammensein. Geh nach Hause, heirate das liebe Baummädchen – ich bin sicher, daß es kein Junge war – und lebe dein vernünftiges, gradliniges Leben weitab von den Fallstricken und Gerüchen der Zivilisation. Unsere Truppe packt übermorgen früh zusammen und zieht weiter, und ich habe meine unschöne Bestimmung, der ich folgen muß.

Wenn sich dein Blut abgekühlt hat, wirst du nur Verachtung für mich empfinden. Nein, streite es nicht ab – ich kenne doch die Männer! Obwohl ich eine winzige Chance sehe, daß du mich – weil du es bist – doch mit ein wenig Freude in Erinnerung behalten wirst. In welchem Falle ich dir nur eines raten kann: Sprich niemals zu deiner Frau davon!«

Fafhrd erwiderte ihren rätselhaften Blick und sagte: »Prinzessin, ich bin Pirat gewesen, ein Dieb, der oft Leute heimsucht, die so arm sind wie deine Eltern. Wir Barbaren nehmen es noch mit jedem Übelgeruch der Zivilisation auf. Nicht eine Bewegung in unserem frostbelasteten Leben tun wir ohne die Gesetze eines verrückten Gottes, die wir Sitten und Gebräuche nennen, und begleitet von düsterem Widersinn, vor dem man nicht fliehen kann. Mein eigener Vater wurde zum Tode durch Zerschellen verurteilt von ei-

nem Gerichtshof, den ich nicht zu nennen wage. Sein Vergehen: Er hat einen Berg bestiegen. Und es gibt Morde, Diebstähle und Überfälle und ... Oh, was ich dir alles erzählen könnte, wenn ...«

Er brach ab, hob die Hände und umfaßte sie zärtlich unter den Achseln, hielt sie über sich, so daß sie sich nicht aufzustützen brauchte. »Laß mich mit dir nach Süden kommen, Vlana«, sagte er eifrig, »sei es nun als Mitglied deiner Truppe oder allein – obwohl ich ein singender Skalde bin, obwohl ich Schwerttanzen und mit vier Dolchen jonglieren kann und mit dem Messer auf zehn Schritte ein fingernagelgroßes Ziel treffe. Und wenn wir in die Stadt Lankhmar kommen, vielleicht als Nordische verkleidet, denn du bist groß, dann laß mich dein Rachearm sein. Ich vermag auch an Land zu stehlen, glaub mir, und ein Opfer durch Gassen zu verfolgen, möchte ich annehmen, so unsichtbar und leise wie in den Wäldern. Ich kann ...«

Vlana, von seinen Händen getragen, legte die Finger auf seine Lippen, während ihre andere Hand ihm langsam unter das lange Haar im Nacken fuhr. »Liebling«, sagte sie. »Ich bezweifle nicht, daß du für einen Achtzehnjährigen mutig und treu und geschickt bist. Und deine Liebespraktiken sind für dein Alter auch in Ordnung – jedenfalls ausreichend für dein weißbepelztes Mädchen und vielleicht ein paar andere Abenteuer, wenn dich danach gelüstet. Aber trotz deiner wilden Worte – verzeih mir meine Offenheit – spüre ich in dir Ehrlichkeit und sogar Edelmut, ein Gefühl für Fairneß und einen Haß vor Quälereien jeder Art. Der Helfer, den ich mir für meine Rache wünsche, muß grausam und verräterisch und

heimtückisch wie eine Schlange sein, während er sich zumindest wie ich in den Wirrnissen der großen Städte und alten Zünfte auskennen muß.

Ganz offen: Er muß so alt sein wie ich – und du bist fast um so viele Jahre jünger, wie ich Finger an beiden Händen habe. Also komm und küß mich, mein Junge, und genieße mich noch einmal und ...«

Fafhrd richtete sich heftig auf, hob sie ein wenig an und setzte sie ab, so daß sie seitwärts auf seinen Schenkeln saß; seine Hände fuhren an ihre Schultern.

»Nein«, sagte er entschlossen. »Ich sehe nicht ein, weshalb ich dich noch einmal meinen unerfahrenen Liebkosungen aussetzen sollte. Aber ...«

»Ich hatte befürchtet, daß du so darauf reagierst«, unterbrach sie ihn unglücklich. »Ich wollte nicht ...«

»Aber«, fuhr er mit kühler Autorität fort, »ich möchte dir eine Frage stellen. Hast du deinen Helfer schon erwählt?«

»Darauf antworte ich dir nicht«, erwiderte sie und bäugte ihn nicht minder kühl und selbstbewußt.

»Ist es ...« begann er, preßte die Lippen zusammen und fing den Namen ›Vellix‹ auf, ehe er ihn aussprechen konnte.

Sie musterte ihn mit unverhohlener Neugier. »Gut«, sagte er und ließ seine Hände von ihren Schultern sinken und stützte sich darauf. »Ich nehme an, du hast dich so geäußert, wie es für mich deiner Meinung nach am besten ist – also werde ich ähnlich verfahren. Was ich dir enthüllen muß, bringt Barbarei und Zivilisation gleichermaßen auf die Anklagebank.« Und er erzählte ihr von Essedinex und Hringorls Plänen.

Sie lachte herzlich, als er fertig war, obwohl er das

Gefühl hatte, daß sie auch ein wenig bleicher geworden war.

»Ich scheine unvorsichtig zu werden«, bemerkte sie. »Deshalb also haben meine schwer verständlichen Pantomimen Seddys Gefallen gefunden, der doch sonst den gröberen Dingen aufgeschlossen ist. Und deshalb war auch eine Stelle in der Truppe für mich frei, und deshalb brauchte ich nach der Show nicht für ihn zu huren wie die anderen Mädchen.«

Sie blickte Fafhrd scharf an. »Ein paar Lausejungen haben heute nacht Seddys Zelt umgeworfen. Hast du ...?«

Er nickte. »Ich war gestern abend in seltsamer Stimmung – irgendwie fröhlich, aber doch wütend.«

Sie begann laut und perlend zu lachen, als sie das hörte, gefolgt von einem zweiten scharfen Blick. »Also bist du gar nicht nach Hause gegangen, als ich dich nach der Show wegschickte?«

»Erst später«, sagte er. »Nein, ich bin geblieben und habe aufgepaßt.«

Sie musterte ihn mit einem zärtlichen, herausfordernden, fragenden Blick, der ihn offen drängte, seine Beobachtungen mitzuteilen. Aber diesmal fiel es ihm sehr leicht, Vellix nicht zu erwähnen.

»Also bist du auch noch ein Ehrenmann«, witzelte sie. »Aber warum hast du mir nicht früher von Hringorls schlimmem Plan erzählt? Hattest du die Befürchtung, ich könnte zu erschreckt sein, um mich liebevoll zu zeigen?«

»Ein wenig schon«, gab er zu, »aber eigentlich habe ich mich erst jetzt entschlossen, dich zu warnen. Um ehrlich zu sein, ich bin heute nacht nur zu dir gekommen, weil ich auf der Flucht vor Gespenstern

war, obwohl ich später auch noch andere gute Gründe fand. Tatsächlich hätten mich kurz vor meinem Kommen Angst und Einsamkeit – ja, und auch ein wenig Eifersucht – fast dazu getrieben, in den Troll-Cañon zu springen oder Skier anzulegen und den nahezu unmöglichen Sprung über die Schlucht zu wagen, der mich seit Jahren reizt ...«

Sie packte seinen Oberarm, und ihre Finger preßten sich in seine Haut. »So etwas darfst du nie tun«, sagte sie mit ernstem Gesicht. »Klammere dich an das Leben. Denke nur an dich selbst. Das Schlimme kann immer nur besser werden oder endet im Nichts.«

»Ja, das waren meine Gedanken, als ich die Luft im Cañon über mein Schicksal entscheiden lassen wollte. Würde sie mich tragen oder mich zerschellen lassen? Aber meine Selbstsucht – von der ich, was immer du denken magst, genügend habe – und ein gewisser letzter Zweifel an dem Wunder trieben mir die Anwendung aus. Auch hatte ich nicht übel Lust, dein Zelt niederzut trampeln, ehe ich das andere in Angriff nahm. Es ist also doch Böses in mir, wie du siehst. Aye, und eine tückische Arglist.«

Sie lachte nicht, sondern musterte nachdenklich sein Gesicht. Dann kehrte einen Augenblick der rätselhafte Blick in ihre Augen zurück. Sekundenlang glaubte Fafhrd, daran vorbeischaun zu können, und das beunruhigte ihn, denn was er hinter diesen großen braunen Pupillen wahrzunehmen glaubte, war keine Sibylle, die das Universum von einem Berggipfel aus überschaute, sondern ein Händler mit Waagschalen, in denen er sorgsam gewisse Objekte wog und dann und wann in einem Büchlein alte Schulden und neue Bestechungssummen und aktuelle Ge-

winnpläne notierte.

Aber das war nur ein kurzer besorgniserregender Blick, und sein Herz machte einen Freudensprung, als ihn Viana, noch immer gestützt von seinen großen Händen, anlächelte und sagte: »Ich will jetzt deine Frage beantworten, was ich vorher nicht konnte und wollte. Denn ich habe mich erst in diesem Augenblick entschlossen, daß ... *du* mein Helfer sein sollst. Komm, umarme mich!«

Fafhrd umfaßte sie so heftig, daß sie aufschrie, aber ehe sein Körper in unerträgliche Glut geraten konnte, stemmte sie sich hoch und sagte atemlos: »Warte, warte – wir müssen zuerst unsere Pläne machen.«

»Hinterher, meine Liebe. Hinterher«, flehte er und zog sie herab.

»Nein!« protestierte sie scharf. »Das *Hinterher* verliert zu viele Kämpfe an das *Zu Spät*. Wenn du mein Helfer bist, bin ich dein Kommandeur und gebe die Anweisungen.«

»Stets zu Diensten«, sagte er und gab nach. »Nur beeil dich.«

»Wir müssen zum Zeitpunkt der Entführung schon aus Schneewinkel fort sein«, sagte sie. »Heute muß ich meine Sachen zusammensuchen und uns einen Schlitten, schnelle Pferde und einen Vorrat an Nahrungsmitteln besorgen. Überlaß das alles mir. Du benimmst dich heute wie üblich, hältst dich von mir fern, falls unsere Feinde Spione auf dich ansetzen, was man von Seddy und Hringorl erwarten kann ...«

»Gut, gut«, sagte Fafhrd eilig. »Und jetzt, meine Liebste ...«

»Psst! Hab Geduld! Um die Täuschung vollkommen zu machen, mußt du heute lange vor der Show

in das Dach der Gotteshalle klettern – wie gestern abend. Es könnte sein, daß man mich schon während der Vorstellung zu entführen versucht – falls Hringorl oder seine Männer übereifrig werden oder Hringorl Seddy um sein Gold bringen will. Ich werde mich am sichersten fühlen, wenn ich dich auf Wache weiß. Wenn ich dann nach dem Tanz mit der Toga und den Silberglocken abgehe, kommst du schnell herab, und wir treffen uns am Stall. Wir fliehen dann in der Pause zwischen der ersten und der zweiten Hälfte der Show, wenn sich alle Leute noch zu sehr auf das Kommende freuen, um auf uns zu achten. Hast du das verstanden? Du bleibst mir heute fern! Versteckst dich im Dach! Kommst in der Pause zu mir! Gut! Und jetzt, mein geliebter Helfer, laß alle Disziplin beiseite. Vergiß jeden Fetzen Respekt, den du deinem Kommandeur schuldest und ...«

Doch jetzt hatte Fafhrd noch etwas zu sagen. Vlanas Rede hatte seine eigenen Sorgen geweckt, und er hielt sie jetzt von sich ab, obwohl sie ihre Hände hinter seinem Hals verschränkt hatte und ihre beiden Körper aneinanderdrücken wollte.

Er sagte: »Ich werde dir in allem gehorchen. Nur noch eine Warnung, die lebenswichtig ist. Denk heute so wenig wie möglich über unsere Pläne nach, selbst wenn du unmittelbar mit den Vorbereitungen beschäftigt bist. Versteck sie hinter der Fülle deiner anderen Gedanken. So werde ich auch handeln, das darfst du glauben. Mor, meine Mutter, ist eine großartige Gedankenleserin.«

»Deine Mutter! Gewiß hat sie dich übermäßig beeindruckt, Liebling, auf eine Weise, die mich wünschen läßt, ich könnte dich so schnell wie möglich

völlig freilassen – oh, halt mich nicht länger hin! Du sprichst ja von ihr, als wäre sie die Königin aller Hexen!«

»Das ist sie auch, ganz bestimmt«, versicherte ihr Fafhrd ernsthaft. »Sie ist die große weiße Spinne, während die gesamte Eis-Öde, über und unter der Erde, ihr Netz darstellt, das wir Fliegen nur auf Zehenspitzen betreten können und auf dem wir die klebrigen Stellen umgehen müssen. Du wirst doch meinen Rat befolgen?«

»Ja, ja! Und jetzt ...«

Er ließ sie langsam auf sich hinabsinken, so wie ein Mann einen Weinsack ansetzt und sich den Genuß noch einen Augenblick länger vorenthält. Ihre Haut berührte sich. Ihre Lippen verharrten.

Fafhrd wurde sich einer tiefen Stille bewußt – oben, ringsum, unten –, als ob die Erde selbst den Atem anhielte. Es erschreckte ihn.

Sie küßten sich und tranken in vollen Zügen voneinander, und seine Furcht erstarb.

Sie fuhren auseinander, um Atem zu holen. Fafhrd streckte den Arm aus und drückte den Lampendocht zusammen, so daß die Flamme floh und das Zelt dunkel wurde bis auf den Schimmer der ersten Dämmerung, der hier und da durch eine Ritze drang. Die Finger taten ihm weh. Er fragte sich, warum er das getan hatte – sie hatten sich schon einmal bei Lampenlicht geliebt. Die Angst kehrte zurück.

Er umfing Vlana fest in jener Umarmung, die alle Ängste besiegt.

Und dann ganz plötzlich – er hätte nicht sagen können, wieso – rollte er wild mit ihr auf den hinteren Teil des Zeltes zu. Seine Hände umfingen ihre

Schultern, seine Beine klammerten die ihren zusammen, und er warf sich in schneller Folge seitlich über sie und weiter.

Es ertönte ein Knacken wie ein Donnerschlag, und der Aufprall einer Riesenfaust ließ den Granitboden hinter ihnen erbeben, wo die Mitte des Zelt es plötzlich verschwand, während sich die Streben über ihnen scharf in diese Richtung lehnten und die Lederhaut des Zelt es mitzertrten.

Sie rollten in die herabfallenden Kleidungsstücke hinein. Es ertönte in zweites gewaltiges Knacken, gefolgt von einem knirschenden, dröhnenden Laut, als wäre ein Riesenungeheuer dabei ein Raubtier zu greifen und es zwischen seinen Fängen zu zerquetschen. Die Erde zitterte einen Augenblick.

Dann war es still nach dem ungeheuren Lärm und dem Beben des Bodens, nur Schrecken und Angst summt en ihnen noch in den Ohren. Sie umklammerten sich wie entsetzte Kinder.

Fafhrd kam als erster wieder zu sich. »Zieh dich an!« befahl er, wand sich unter der Rückwand des Zelt es hindurch und richtete sich nackt in der klirrenden Kälte unter dem rosafarbenen Himmel auf.

Der große Ast der Schneesykomore, dessen Kristalle zu einem großen Haufen zusammengesunken waren, lag quer über der Mitte des Zelt es und preßte es und das Fellager darunter in die frostharte Erde.

Der Rest des Baumes, plötzlich eines ausbalancierenden Astes beraubt, war in die entgegengesetzte Richtung gefallen und lag im Schnee, ringsum von abgeschüttelten Kristallen umgeben. Seine schwarzen, haarigen, abgebrochenen Wurzeln ragten entblößt aus dem Schnee.

Die aufgehende Sonne sandte ein rosiges Glitzern über die Kristalle.

Nirgendwo rührte sich etwas, nicht einmal ein Frühstücksfeuer war zu sehen. Die Zauberkräfte hatten zugeschlagen, und nur die vorgesehenen Opfer hatten etwas davon gemerkt.

Fafhrd, der zu zittern begann, glitt wieder in das Zelt. Vlana hatte ihm gehorcht und zog sich mit der Schnelligkeit einer Schauspielerin an. Fafhrd hastete ebenfalls in seine Kleidung, die er so vorsorglich an diesem Ende des Zeltes aufgestapelt hatte.

Er fragte sich, ob er das unter der Anleitung eines Gottes getan hatte, und ob der gleiche Gott ihn auch dazu gebracht hatte, die Lampe zu löschen, die inzwischen das zerdrückte Zelt in Brand gesetzt hätte.

Seine Kleidung fühlte sich kälter an als die schneidende Luft, aber er wußte, daß dieses Gefühl nicht lange anhalten würde.

Zusammen mit Vlana kroch er ein zweitesmal hinaus. Als sie sich aufrichteten, drehte er sie in die Richtung des herabgefallenen Astes mit dem großen Kristallhaufen und sagte: »Jetzt lache über die Zauberkräfte meiner Mutter und ihrer Frauen!«

Vlana sagte zweifelnd: »Ich sehe nur einen Ast, der zu schwer mit Eis beladen war.«

Fafhrd sagte: »Vergleiche einmal die Kristallmasse und den Schnee, der von diesem Ast geschüttelt wurde, mit den Kristallen an anderen Ästen. Denke daran: Verbirg deine Gedanken!«

Vlana antwortete nicht.

Eine schwarze Gestalt rannte von den Zelten der Händler auf sie zu. Grotesk springend wurde sie langsam größer.

Vellix der Verwegene war außer Atem, als er vor Vlana innehielt und ihre Arme ergriff. Er versuchte seinen Atem zu bändigen. »Mir träumte, du wärest niedergeschlagen und zerdrückt. Dann bin ich von einem Donnerschlag geweckt worden.«

Vlana erwiderte: »Du hast den Anfang der Wirklichkeit geträumt, aber bei solchen Dingen ist ein *Fast* so gut wie ein *Überhaupt nicht*.«

Jetzt erblickte Vellix den Jüngling. Linien der Eifersucht und der Wut durchzogen sein Gesicht, und seine Hand fuhr an seinen Dolch.

»Halt!« befahl Vlana scharf. »Ich wäre tatsächlich zerschmettert worden, wenn die Sinne des Jungen, die sich mit etwas anderem hätten beschäftigen sollen, den brechenden Ast nicht erahnt und er mich im letzten Moment nicht vor dem sicheren Tode errettet hätte. Er heißt Fafhrd.«

Vellix fälschte seine Handbewegung ab und leitete sie zu einer tiefen Verbeugung über, bei der er den Arm weit ausschwenkte.

»Ich bin dir sehr verbunden, junger Mann«, sagte er herzlich und fügte nach kurzer Pause hinzu, »daß du das Leben einer bemerkenswerten Künstlerin gerettet hast.«

Jetzt tauchten auch andere Gestalten auf; einige eilten von den nahegelegenen Darstellerzelten herbei, andere standen in den Eingängen der fernen Schnee-Clan-Zelte und rührten sich nicht.

Wie zum formellen Dank drückte Vlana ihre Wange an die seine und flüsterte hastig: »Denk an unseren Plan für heute abend und für unsere Zukunft. Halt dich daran. Und bleib im Hintergrund.«

Fafhrd brachte heraus: »Achte auf Eis und Schnee.

Reagiere, ohne zu denken.«

Zu Vellix gewandt, sagte Vlana ein wenig nüchterner, aber höflich und freundlich: »Ich danke für deine Fürsorge, sowohl im Schlaf als auch im Wachen.«

Aus einer Pelzrobe, deren Kragen seine Ohren überragte, schaltete sich Essedinex ein: »Schlimme Nacht für Zelte.« Vlana zuckte die Achseln.

Die Frauen der Truppe scharrteten sich um sie und bedrängten sie mit Fragen, und sie sprach leise zu ihnen, während sie auf das Darstellerzelt zugehen und schließlich darin verschwanden.

Vellix blickte ihr stirnrunzelnd nach und zupfte an seinem schwarzen Schnurrbart.

Die Schauspieler besahen sich den Unglücksort und schüttelten die Köpfe.

Vellix wandte sich an Fafhrd und sagte verbindlich: »Ich habe dir schon einmal Brandy angeboten und möchte doch annehmen, daß du ihn jetzt brauchst. Auch habe ich seit gestern morgen den großen Wunsch, mit dir zu sprechen.«

»Ich bitte um Verzeihung, aber wenn ich erst einmal sitze, kann ich keinen Augenblick wachbleiben«, erwiderte Fafhrd höflich und unterdrückte ein Gähnen, das nur halb gespielt war. »Ich danke dir trotzdem.«

»Dann vielleicht gegen Mittag. Oder am Nachmittag?« fügte er schnell hinzu.

»Letzteres, bitte«, erwiderte Fafhrd und ging mit schnellen Schritten auf die Zelte der Händler zu. Vellix versuchte erst gar nicht, mit ihm Schritt zu halten.

Fafhrd fühlte sich zufriedener als je zuvor in seinem Leben. Der Gedanke, daß er dieser Schneewelt und ihren herrschsüchtigen Frauen heute nacht auf

ewig entfliehen würde, erfüllte ihn fast mit Wehmut, wenn er sich umsah.

Vorsicht mit den Gedanken! ermahnte er sich. Ein seltsames Gefühl der Bedrohung oder vielleicht auch sein Schlafbedürfnis ließen seine Umgebung in ganz besonderem Licht erscheinen, wie eine lang entbehrte Szene aus seiner Kindheit.

Er leerte eine weiße Porzellanschale mit Wein, die ihm von seinen Mingol-Freunden Zax und Effendrit angeboten wurde, ließ sich von ihnen zu einem schönen Fellager leiten, das durch zahlreiche Pelzstapel geschützt war, und fiel sofort in einen tiefen Schlaf.

Nach äonenlanger, weicher Dunkelheit gingen langsam wieder die Lichter an. Fafhrd saß neben seinem Vater Nalgron an einer langen Tafel voller dampfender, schmackhafter Speisen, voller würziger Weine in irdenen Krügen, in Stein, Silber, Kristall und Gold. Auch andere Leute saßen aufgereiht am Tisch, doch Fafhrd vermochte nur ihre dunklen Silhouetten wahrzunehmen und das einschläfernde Summen ihrer Gespräche, das zu leise war, als daß er einzelne Worte verstehen konnte: murmelnden Wasserbächen vergleichbar, allerdings gelegentlich von Lachen durchdrungen, wie kleine Wellen, die einen Kieselstrand hinauflaufen und wieder zurückfließen. Und das dumpfe Klingen der Bestecke war das Klacken der Kiesel in dieser Brandung.

Nalgron war in seine weißesten Eisbärenfelle gekleidet, hier und da durch Nadeln und Kettchen und Armbänder aus reinem Silber gehalten, und er hatte auch einen Silberglanz im Haar, was Fafhrd ein wenig beunruhigte. In seiner Linken hielt er einen Silberkelch, den er immer wieder an die Lippen führte,

während die Rechte, seine Eßhand, unter dem Umhang verborgen blieb.

Nalgron sprach klug und tolerant, fast zärtlich über verschiedene Themen. Er richtete seinen Blick hierhin und dorthin am Tisch, sprach jedoch so leise, daß seine Worte nur an seinen Sohn gerichtet sein konnten.

Fafhrd wußte auch, daß er sorgsam auf jedes Wort achten und jeden Aphorismus in seinem Gedächtnis bewahren mußte, denn Nalgron sprach vom Mut, von der Ehre, von Klugheit und Rücksicht, vom Geben und Nehmen; er sprach davon, wie man sein Wort halten, wie man den Wünschen seines Herzens folgen solle, wie man sich ein hohes romantisches Ziel setzen und dieses unermüdlich erstreben sollte; er sprach von der Ehrlichkeit sich selbst gegenüber in allen diesen Dingen, doch besonders von der Erkenntnis der eigenen Abneigungen und Sehnsüchte, von der Notwendigkeit, Augen und Ohren vor den Ängsten und Nörgeleien der Frauen zu verschließen, ihnen jedoch auch ihre Eifersucht, ihre Lenkversuche und sogar ihre schlimmste Arglist zu verzeihen, da all jene Dinge ihrer unwägbaren Liebe entsprangen – und er sprach von vielen anderen Dingen, die einem Jüngling an der Schwelle zum Mannesalter höchst nützlich sind.

Doch obwohl er das erkannte, verstand Fafhrd seinen Vater nur bruchstückweise, denn ihn beunruhigte viel zu sehr Nalgrons Ausgezehrtheit und die Dürre seiner Finger, die den Silberkelch umschlossen, und der Silberschimmer in seinem Haar und der schwache Hauch von Blau auf seinen roten Lippen. Zugleich strahlte Nalgron aber mit jeder Bewegung, mit jedem Wort Sicherheit und Lebhaftigkeit aus;

trotzdem fühlte Fafhrd sich getrieben, ständig die dampfenden Platten und Schalen ringsum nach besonders schönen Portionen abzusuchen und mit Löffel oder Gabel auf Nalgrons großem Silberteller abzulegen, um seinen Appetit anzuregen.

Jedesmal sah Nalgron dann mit einem Lächeln und höflichen Nicken auf, und mit Liebe in den Augen, und er führte den Kelch an die Lippen und setzte seine Ausführungen fort; jedoch nie zeigte er seine Eßhand.

Als das Bankett seinen Fortgang nahm, begann Nalgron von Dingen zu sprechen, die womöglich noch wichtiger waren, doch jetzt bekam Fafhrd seine kostbaren Worte kaum noch mit, so erregte ihn die Sorge um die Gesundheit seines Vaters. Plötzlich erschien ihm die Haut zum Platzen gespannt über den vorspringenden Wangenknochen, die schimmernden Augen waren noch tiefer eingesunken, von noch schwärzeren Ringen umgeben, die blauen Adern neben den straffen Sehnen der Hand, die den Silberkelch hielt, traten noch stärker hervor – und in Fafhrd keimte der Verdacht, daß er, obwohl er den Kelch oft genug an den Mund hob, keinen einzigen Tropfen trank.

»Iß, Vater!« flehte Fafhrd mit leiser, besorgter Stimme. »Trink wenigstens!«

Wieder dieser Blick, das Lächeln, das freundliche Nicken, in den blanken Augen die Wärme der Liebe, der kurze Kontakt zwischen Kelch und ungeteilten Lippen, das Fortblicken, die Fortsetzung der ruhigen Ausführungen, denen er nicht folgen konnte.

Und jetzt stieg Angst in Fafhrd auf, denn die Lichter wurden blau, und er machte sich klar, daß bisher

keine der undeutlichen schwarzen Gestalten am Tisch auch nur eine Hand, geschweige denn ein Trinkgefäß an die Lippen gehoben hatten, obwohl sie alle mit ihren Bestecken ständig dumpf herumlärmten. Die Sorge um seinen Vater wurde zur Tortur, und ehe er wußte, was er da tat, hatte er den Umhang seines Vaters aufgeschlagen, seinen rechten Unterarm ergriffen und die Eßhand an den vollgehäuften Teller geführt.

Jetzt nickte Nalgron nicht mehr, sondern stieß Fafhrd seinen Kopf entgegen, er lächelte nicht mehr, sondern grinste ein Grinsen, das alle seine elfenbeinernen Zähne zugleich entblößte, während seine Augen kalt waren – kalt, kalt.

Der Arm, den Fafhrd umschlossen hielt, fühlte sich an, sah aus, war bloßer Knochen!

Plötzlich am ganzen Körper geschüttelt, doch vorwiegend in den Armen, huschte Fafhrd blitzschnell von der Bank.

Dann schüttelte es Fafhrd nicht mehr, sondern er wurde wachgeschüttelt von starken, fleischigen Händen an seinen Schultern, und anstelle der Dunkelheit gewahrte er die leicht durchscheinende Plane des Mingol-Zeltes, und statt seines Vaters blickte das hohlwangige, schwarzbärtige, traurige und besorgte Gesicht Vellix' des Verwegenen auf ihn herab.

Fafhrd starrte betäubt zu ihm auf und bewegte dann Schultern und Kopf, um seinen Kreislauf anzuregen und die zupackenden Hände loszuwerden.

Doch Vellix hatte bereits losgelassen und sich auf den nächsten Pelzhaufen gesetzt.

»Entschuldigung, junger Krieger!« sagte er ernst.
»Du schienst einen Traum zu haben, der lieber nicht

länger dauern sollte.«

Sein Benehmen und sein Tonfall erinnerten Fafhrd sehr an Nalgron aus seinem Alptraum. Er stützte sich auf einen Ellenbogen, gähnte und schüttelte sich ein zweites Mal.

»Eine seltsame Kälte scheint dir Körper und Geist zu erfüllen«, sagte Vellix. »Da hätten wir also eine gute Entschuldigung für den Brandy, den ich dir versprochen habe.«

Er brachte mit einer Hand zwei kleine Silberkrüge zum Vorschein und mit der anderen einen braunen Brandy-Krug, den er jetzt mit Zeigefinger und Daumen entkorkte.

Fafhrd beäugte mißtrauisch die Schmutzflecken an den Krügen und überlegte, ob vielleicht auf dem Grund eines Bechers etwas abgelagert war, das nicht in das Getränk hineingehörte. Mit Besorgnis erinnerte er sich daran, daß dieser Mann, was Vlana anging, sein Rivale war.

»Moment!« sagte er, als Vellix einschenken wollte. »Ein Silberkelch hat eine unschöne Rolle in meinem Traum gespielt. Zax!« rief er dem Mingol zu, der aus der Zelttür starrte. »Eine Porzellanschale, bitte!«

»Nimmst du den Traum als Warnung vor silbernen Trinkgefäßen?« fragte Vellix leise und mit zweideutigem Lächeln.

»Nein«, erwiderte Fafhrd, »aber er hat mir einen Widerwillen eingegeben, der mir noch immer eine Gänsehaut macht.« Er wunderte sich ein wenig, daß die Mingols den anderen so einfach hereingelassen hatten. Vielleicht kannten sich die drei von zahlreichen Händlerlagern. Oder vielleicht hatte Vellix auch ein Sümmchen bezahlen müssen.

Vellix lachte leise und gab sich gelöster. »Du hast recht, da ich ohne Frau oder Diener lebe, ist mein Geschirr nicht das sauberste. Effendrit! Sagen wir zwei Porzellanschalen – so sauber wie eine frisch entrindete Birke.«

Tatsächlich, es war der andere Mingol, der am Eingang gestanden hatte – Vellix kannte die beiden besser als er. Der Mann neben ihm reichte ihm sofort eine der schimmernd weißen Schalen. Er goß ein wenig von dem prickelnden Getränk in seine Porzellanschale, schenkte dann Fafhrd großzügig ein und füllte schließlich auch seine eigene Schale weiter – als wollte er demonstrieren, daß Fafhrds Getränk unmöglich vergiftet oder sonstwie präpariert sein konnte.

Und Fafhrd, der ihn aufmerksam beobachtet hatte, machte keine verdächtige Feststellung. Sie stießen leise an, und als Vellix mit großen Zügen trank, nahm auch Fafhrd einen sorgfältig bemessenen, langsamen Schluck. Das Zeug brannte etwas in der Kehle.

»Mein letzter Krug«, sagte Vellix fröhlich. »Ich habe meinen ganzen Bestand in Bernstein, Schneesteine und andere Kleinigkeiten eingetauscht – aye, und auch mein Zelt und meinen Wagen, alles bis auf meine beiden Pferde und mein Privatzeug und die Winterrationen.«

»Ich habe gehört, Eure Pferde sind die schnellsten und ausdauerndsten auf der Steppe«, bemerkte Fafhrd.

»Das will ich nicht sagen. Hier machen sie sich zweifellos gut.«

»Hier!« sagte Fafhrd verächtlich.

Vellix musterte ihn, wie es Nalgron im ersten Teil

des Traumes getan hatte. Dann sagte er: »Fafhrd – ich kann dich doch so nennen? Darf ich mir eine Bemerkung erlauben? Darf ich dir einen Rat geben, so wie ich meinem Sohn raten würde?«

»Natürlich«, antwortete Fafhrd, dem plötzlich ziemlich unwohl in seiner Haut war. Er wollte auf der Hut sein.

»Du bist offensichtlich unruhig und unzufrieden mit deinem Leben. So ergeht es jedem vernünftigen jungen Mann deines Alters, wo er auch lebt. Es juckt dich, deine Wurzeln auszureißen. Aber ich möchte dir eins sagen: Man braucht mehr als nur ein kluges Köpfchen und Vorsicht – aye, und auch Weisheit –, um es mit der Zivilisation aufzunehmen und sich dort einigermaßen wohl zu fühlen.

Man braucht eine gute Portion Arglist, eine gewisse Gemeinheit, so wie auch die Zivilisation gemein ist. Man kann dort nicht zum Erfolg aufsteigen, wie man etwa einen Berg erklettert, mag er auch noch so eisig und gefährlich sein. Letzteres verlangt dir das Beste ab. Ersteres vielmehr dein Schlechtestes: ein berechnetes Böses, das du noch nicht kennst und das du gar nicht kennenzulernen brauchtest.

Ich bin als Renegat geboren. Mein Vater war ein Mann aus dem Land der Acht Städte, und er ist seit jeher mit den Mingols geritten. Ich wünsche mir heute, ich wäre auf der Steppe geblieben, so grausam diese Länder auch sind, und hätte dem korrumpierenden Ruf Lankmars und der Ostländer widerstanden.

Ich weiß, die Leute hier sind engstirnig, in ihren Sitten und Gebräuchen befangen. Aber verglichen mit den Winkelzügen der Zivilisation sind sie aufrecht

und gerade wie Pinien. Deine natürlichen Gaben befähigen dich ohne weiteres, hier zum Häuptling aufzusteigen – mehr sogar, zum Oberhäuptling; du könntest es schaffen, ein Dutzend Clans zusammenschweißen, die Nordischen zu einer Macht zu vereinigen, mit der die anderen Nationen zu rechnen haben. Dann erst kannst du, wenn du das noch möchtest, die Zivilisation herausfordern. Zu deinen Bedingungen, nicht zu den ihren.«

Fafhrds Gedanken und Gefühle, obwohl er sich äußerlich fast übernatürlich ruhig gab, bildeten einen wilden, wogenden Aufruhr. Sogar ein Hauch von Freude durchzog dieses Chaos bei dem Gedanken, daß Vellix seine, Fafhrds, Chancen bei Vlana hoch genug einschätzte, um sich mit Schmeicheleien und Brandy an ihn heranzumachen.

Doch was sein Innerstes wirklich aufwühlte, war der schwer zu erschütternde Eindruck, daß Vellix nicht nur schauspielerte, daß er tatsächlich eine Art Vatergefühl für Fafhrd empfand, daß er ihn wirklich vor Rückschlägen bewahren wollte, daß seine Bemerkungen über die Zivilisation einen wahren Kern hatten. Natürlich konnte das daran liegen, daß er sich Vlanas absolut sicher war und einen Rivalen deshalb freundlich behandeln konnte. Trotzdem ...

Trotzdem war Fafhrd unwohler zumute als je zuvor.

Er leerte seine Schale. »Dein Ratschlag ist des Nachdenkens wert, Vellix. Ich werde mich damit beschäftigen.«

Mit leichter Kopfbewegung lehnte er eine zweite Schale Brandy ab, stand auf und glättete seine Kleidung.

»Ich hatte gehofft, daß wir uns etwas länger unterhalten können«, sagte Vellix, ohne aufzustehen.

»Ich muß etwas erledigen«, erwiderte Fafhrd. »Herzlichen Dank.«

Vellix lächelte nachdenklich, als er das Zelt verließ.

Das Gewirr der schneezertrampelten Wege zwischen den Zelten der Händler war von Lärm und Gedränge erfüllt. Während Fafhrd schlief, waren die Männer des Eis-Stammes und eine Abordnung der Frost-Gemeinschaft gekommen, von denen sich viele jetzt um zwei Sonnenfeuer versammelt hatten – die wegen ihrer Größe, Hitze und der Höhe der emporzüngelnden Flammen so genannt wurden. Sie tranken dampfenden Met und lachten und balgten sich.

Zu beiden Seiten gab es Oasen des Kaufens und Schacherns, je nach Stand und Bedeutung der Beteiligten von den Feiernden bedrängt oder in Ruhe gelassen. Alte Kameraden entdeckten einander nach langer Zeit wieder und drängten durch die Menge, um sich zu umarmen. Essen und Trinken waren reichlich vorhanden, Drohungen wurden ausgestoßen, Duelle ausgemacht, die aber sehr oft im Gelächter untergingen. Skalden sangen und brüllten.

Der Tumult mißfiel Fafhrd, der in aller Ruhe Vellix von Nalgron scheiden, seine gelinden Zweifel an Vlana stillen und sein Zivilisationsbild wieder zurechtrücken wollte. Wie ein Schlafwandler stolperte er herum, runzelte dann und wann die Stirn, wenn er zu heftig angerempelt wurde, doch im Grunde kümmerte er sich um nichts.

Dann plötzlich wurde er hellwach, denn er bemerkte Hor und Harrax, die von zwei Seiten durch

die Menge auf ihn zuhielten und damit offenkundig eine bestimmte Absicht verfolgten. In einem kleinen Menschauflauf drehte er sich um und bemerkte Hrey, den dritten Helfer Hringorls, dicht hinter sich.

Der Plan der drei war klar. Sie wollten so tun, als verwickelten sie ihn in eine kameradschaftliche Balgerei, und wollten ihm dabei eine tüchtige Tracht Hiebe verabreichen – oder Schlimmeres.

In seiner Sorge um Vellix hatte er seinen anderen eindeutigen Feind und Rivalen, den brutal direkten und doch schlaun Hringorl, völlig vergessen.

Dann waren die drei heran. Erschreckt stellte er fest, daß Hor einen kleinen Knüppel in der Hand hielt und daß Harrax' Fäuste seltsam groß erschienen, als habe er einen Stein oder ein Metallstück in den Händen, um seinen Schlägen damit mehr Wirkung zu verleihen.

Er sprang zurück, als ob er sich zwischen den beiden und Hrey hindurchducken wollte; aus der gleichen Bewegung heraus änderte er ebenso plötzlich seinen Kurs und rannte mit erschrecktem Aufschrei direkt auf das Sonnenfeuer zu. Köpfe wandten sich in seine Richtung, und ein paar verblüffte Gestalten wichen ihm aus, doch die Männer des Eis-Stammes und der Frost-Gemeinschaft hatten Gelegenheit, auf das Ereignis aufmerksam zu werden: ein großer Junge, der von drei kräftigen Männern verfolgt wurde. Das mochte ein schönes Spiel werden.

Sie stellten sich zu beiden Seiten des Sonnenfeuers auf, um ihm den Weg zu versperren. Fafhrd hielt erst auf die linke, dann auf die rechte Seite zu. Spöttelnd rückten die Männer enger zusammen.

Er hielt den Atem an, hob schützend einen Arm vor

die Augen und sprang direkt durch die Flammen. Das Feuer hob ihm den Pelzmantel vom Rücken und blies ihn in die Höhe. Er spürte die stechende Hitze an Händen und Hals.

Mit glimmendem Fell kam er wieder zum Vorschein, und blaue Flammen liefen ihm über die Haare. Vor ihm drängten sich andere Leute – nur zwischen zwei Zelten war eine Stelle sauber gefegt und mit Teppichen ausgelegt. Hier saßen Häuptlinge und Priester konzentriert um einen niedrigen Tisch, an dem ein Händler damit beschäftigt war, Goldstaub abzuwiegen.

Er hörte Schreie hinter sich, jemand rief laut: »Lauf, du Feigling!« Ein anderer: »Kampf, einen Kampf!« Er sah Maras Gesicht vor sich, rot und aufgeregt.

Dann hüpfte der künftige Oberhäuptling des Nordlandes – so dachte er in diesem Augenblick von sich – im Hechtsprung über den bedeckten Tisch und warf den Händler und zwei Häuptlinge um, stieß die Waage zur Seite und fegte den Goldstaub in die Luft, ehe er mit dampfendem Zischen in der großen Schneewehe dahinter landete.

Er rollte zweimal hin und her, um sicherzugehen, daß der Brand erstickt war. Dann richtete er sich wieder auf und rannte wie eine Gazelle in den Wald, gefolgt von Flüchen und Gelächter.

Fünzig große Bäume später blieb er in der Schneedämmerung stehen und hielt lauschend den Atem an. Durch das leise Rauschen seines Blutes war von einer Verfolgung nichts zu hören. Bedauernd fuhr er mit den Fingern durch sein gestutztes, stinkendes Haar und klopfte unkonzentriert seinen fleckigen Pelz ab.

Dann wartete er darauf, daß er wieder zu Atem

kam und mehr auf seine Umgebung achten konnte. Und während dieser Ruhepause machte er die unangenehme Entdeckung. Zum erstenmal in seinem Leben kam ihm der Wald, der zuvor immer seine Zuflucht, sein allumfassendes Zelt, sein großer privater, nadelbedachter Raum gewesen war, feindlich vor, als wüßten die Bäume und die außen kalte, im Innern warme Mutter Erde, in der sie wurzelten, von seiner Abtrünnigkeit, von seiner Schmähung, von seiner beabsichtigten Trennung von seinem Heimatland.

Es war nicht so sehr die ungewöhnliche Stille oder die verdächtigen leisen Geräusche, die endlich zu hören waren: das Rindenkratzen einer kleinen Kralle, der ferne Schrei einer Eule vor Beginn des Abends. Das waren nur Nebenwirkungen oder allenfalls Begleitumstände. Vielmehr erregte ihn etwas Unbenennbares, Unberührbares, doch zugleich Tiefgreifendes, wie das Stirnrunzeln eines Gottes. Oder einer Göttin.

Er war zutiefst bedrückt. Noch nie war ihm das Herz so schwer gewesen.

Als er sich schließlich wieder auf den Weg machte, bemühte er sich, möglichst geräuschlos aufzutreten. Seine übliche entspannte, umfassende Bewußtheit war einer nervenaufreibenden Empfindsamkeit und gespannten Aufmerksamkeit gewichen, wie sie ein Kundschafter in Feindesland aufbringen mußte.

Und das war gut so, denn sonst hätte er dem nahezu geräuschlosen Fall eines schweren spitzen Eiszapfens, der fast so lang war wie das Geschoß eines Belagerungskatapults, sicherlich nicht ausweichen können, ebensowenig wie dem plötzlichen Herabschlagen eines riesigen schneebedadenen toten Astes, der

mit donnerndem Krachen abbrach, auch nicht dem heftigen Zustoßen einer Schneeviper, die sonst nicht im offenen Schnee zu finden war, und auch nicht dem Prankenhieb eines Schneeleoparden, der sich mitten im Sprung in der kalten Luft vor ihm zu materialisieren schien und ebenso seltsam verschwand, als Fafhrd sich mit gezogenem Dolch zum Kampfe stellte. Auch wäre er sicher nicht rechtzeitig auf die sorgfältig geknüpft hochschnellende Schlinge aufmerksam geworden, die gegen alle Gewohnheit in diesem Teil des Waldes ausgelegt war und die nicht nur einen Hasen, sondern einen ganzen Bären hätte erwürgen können.

Er fragte sich, wo Mor sein mochte und was sie jetzt vor sich hin murmelte oder sang. War es sein Fehler gewesen, von Nalgron zu träumen? Trotz der gestrigen Verwünschung und anderer aus früherer Zeit – und der bitteren Drohungen der letzten Nacht hatte er nicht wirklich angenommen, daß seine Mutter ihn töten wollte. Doch jetzt standen ihm vor Angst und Entsetzen die Haare zu Berge, der wachsamer Blick seiner Augen war fiebrig, gehetzt, während ihm Blut aus dem Schnitt an der Wange tropfte, wo ihn der herabfallende Eiszapfen gestreift hatte.

Seine Aufmerksamkeit war so sehr auf die Gefahren des Waldes gerichtet, daß er sich mit einiger Überraschung plötzlich auf der Lichtung wiederfand, auf der Mara und er sich erst gestern umarmt hatten; seine Füße hatten ihn auf den kurzen Pfad getragen, der zu den Wohnzelten führte.

Da entspannte er sich ein wenig, steckte seinen Dolch fort und drückte eine Handvoll Schnee auf seine blutende Wange – doch er blieb weiterhin wach-

sam, was zur Folge hatte, daß er einen Menschen kommen spürte, ehe er überhaupt bewußt die Schritte hörte.

Lautlos verschmolz er mit seinem schneeweißen Hintergrund, so daß Mara bis auf drei Schritte heran war, ehe sie ihn überhaupt entdeckte.

»Sie haben dich verletzt!« rief sie aus.

»Nein«, erwiderte er kurz, seine Aufmerksamkeit noch immer auf die Gefahren des Waldes gerichtet.

»Aber der rote Schnee an deiner Wange. Hat es einen Kampf gegeben?«

»Habe mich nur im Wald verletzt. Ich bin ihnen davongelaufen.«

Ihr besorgter Blick verschwand. »Ich habe dich noch nie vor einem Kampf davonlaufen sehen.«

»Ich hatte keine Lust, mich mit dreien oder mehr einzulassen«, sagte er kurz.

»Warum siehst du dich dauernd um? Sind sie dir auf den Fersen?«

»Nein.«

Ihr Gesicht verhärtete sich. »Die Alten sind außer sich. Die Jugend nennt dich feige. Auch meine Brüder. Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte.«

»Feine Brüder!« rief Fafhrd aus. »Soll mich der stinkende Schnee-Clan doch nennen, wie immer er will. Ist mir doch egal!«

Mara stemmte die Fäuste in die Hüften. »Du gehst mit deinen Beleidigungen in letzter Zeit recht freizügig um. Ich lasse nichts auf meine Familie kommen, hörst du? Auch lasse ich mich nicht beleidigen.«

Sie atmete schneller. »Gestern nacht bist du zu der alten Hurentänzerin gegangen. Stundenlang bist du in ihrem Zelt gewesen.«

»War ich nicht!« stritt Fafhrd ab und dachte: *Höchstens anderthalb Stunden*. Der Streit erwärmte ihn und dämpfte seine Angst vor dem Übernatürlichen.

»Du lügst! Die Geschichte ist schon im ganzen Lager bekannt. Jedes andere Mädchen hätte dir längst ihre Brüder auf den Hals geschickt.«

Fafhrd kam entsetzt wieder zu sich. An diesem Abend aller Abende durfte er keine unnötigen Schwierigkeiten riskieren – keine Streitereien, bei denen er verkrüppelt oder etwa getötet werden mochte.

Taktik, Mann, Taktik, ermahnte er sich, während er auf Mara zuschritt und mit schmollend-süßlichem Tonfall ausrief: »Mara, meine Königin, wie kannst du das von mir glauben, wo ich dich doch mehr liebe ...«

»Bleib mir vom Leibe, du Lügner und Betrüger!«

»Und du trägst meinen Sohn«, fuhr er fort und versuchte sie wieder zu umarmen. »Wie geht es dem süßen Kleinen?«

»Er spuckt seinen Vater an. Laß das, sag ich!«

»Aber es verlangt mich, deine schöne Haut zu berühren, die der einzige Balsam dieser Erde für mich ist, oh, du Schönste, die durch die Mutterschaft noch schöner geworden ist.«

»Scher dich zum Teufel. Und hör mit diesen ekligen Schmeicheleien auf. Deine Schauspielerei täuscht nicht mal ein betrunkenes Küchenmädchen, Schmierrenkomödiant!«

Bis aufs Blut gereizt, schnappte Fafhrd: »Und was ist mit deinen eigenen Lügen? Gestern hast du dich noch gebrüstet, daß du meine Mutter beherrschen wolltest. Statt dessen bist du weinend zu ihr gelaufen und hast ihr gesagt, daß du mein Kind trägst.«

»Erst nachdem ich wußte, daß dich nach der

Schauspielerin gelüftet. Und war das denn nicht die volle Wahrheit? Oh, du Wortverdreher!«

Fafhrd trat zurück und verschränkte die Arme. Er sagte langsam: »Meine Frau muß mir treu sein, muß mir vertrauen, muß mich fragen, ehe sie etwas unternimmt, muß sich wie die Frau des künftigen Oberhäuptlings verhalten. Es hat den Anschein, daß du allen diesen Erfordernissen nicht genügst.«

»Dir treu sein? Das mußt *du* gerade sagen!« Ihr hübsches Gesicht wurde rot und verzog sich vor Wut. »Oberhäuptling! Sieh erst mal zu, daß du im Schnee-Clan überhaupt als Mann angesehen wirst, wovon du noch weit entfernt bist! Hör mal zu, du abtrünniger Angeber. Du wirst mich sofort auf den Knien um Verzeihung bitten und mit mir kommen, um bei meiner Mutter und meinen Tanten um meine Hand anzuhalten. Wenn nicht ...«

»Eher würde ich vor einer Schlange hinknien! Oder eine Bäarin heiraten!« brüllte Fafhrd, der jeden Gedanken an Taktik vergessen hatte.

»Ich hetze meine Brüder auf dich!« kreischte sie zurück. »Feiger Grobian!«

Fafhrd hob seine Faust, senkte den Arm, preßte seinen Kopf zwischen die Arme, ruckte ihn in einer Geste wahnsinniger Verzweiflung hin und her und rannte plötzlich an ihr vorbei auf das Lager zu.

»Ich schicke dir den ganzen Stamm auf den Hals! Ich verrate dich im Frauenzelt! Ich sage deiner Mutter ...«, schrie Mara hinter ihm her, doch ihre Stimme verlor sich schnell zwischen Schnee und Bäumen.

Fafhrd nahm sich kaum die Zeit festzustellen, daß niemand zwischen den Zelten des Schnee-Clans zu sehen war – weil entweder alle bei den Händlern wa-

ren oder drinnen das Abendessen bereiteten –, und er sprang seinen Schatzbaum hinauf und riß die Tür seines Verstecks auf. Er spaltete sich dabei einen Fingernagel und begann laut zu fluchen, dann holte er das Seehundsfell-Paket mit Bogen und Pfeilen und Raketen heraus, fügte sein bestes Paar Ski und Skistöcke hinzu, ein etwas kürzeres Gebilde, das das zweitbeste Schwert seines Vaters enthielt, gut geölt, und einen Beutel mit Kleinigkeiten. Er ließ sich wieder in den Schnee fallen und band die längeren Gegenstände hastig zu einem Bündel zusammen, das er sich auf den Rücken schnallte.

Nach einem kurzen Augenblick der Unentschlossenheit raste er in Mors Zelt, zerrte aus seinem Beutel einen kleinen Feuertopf aus Stein, füllte ihn mit Glut aus dem Ofen, streute Asche darüber, band den Topf ganz fest zu und steckte ihn wieder in den Beutel.

Hastig wandte er sich dann zur Tür und erstarrte. Mor stand auf der Schwelle – eine große Gestalt, deren Gesicht im Schatten lag.

»Du willst mich und die Eis-Öde also im Stich lassen. Du willst nie wieder zurückkehren. Glaubst du.«

Fafhrd war sprachlos.

»Und doch wirst du zurückkehren. Wenn du nicht willst, daß das kriechend auf allen vieren geschieht oder leblos ausgestreckt auf einer Bahre aus Speeren, dann wäge schleunigst deine Pflichten ab.«

Fafhrd lag eine wütende Antwort auf der Zunge, doch die Worte blieben ihm im Hals stecken. Er ging auf Mor zu.

»Mach mir Platz, Mutter!« brachte er flüsternd heraus.

Sie bewegte sich nicht.

Sein Gesicht verkrampfte sich zu einer entsetzlichen Maske; er hob mit schneller Bewegung beide Hände, packte sie unter den Achseln und setzte sie auf die Seite. Sie schien so steif und kalt wie Eis. Sie leistete keinen Widerstand. Er brachte es nicht fertig, ihr ins Gesicht zu schauen.

Draußen ging er mit schnellem Schritt in Richtung Gotteshalle davon, doch da stellten sich ihm Männer in den Weg – vier große blonde Burschen, von einem Dutzend anderer flankiert.

Mara hatte nicht nur ihre Brüder vom Handelsplatz geholt; ihre gesamte Verwandtschaft war gekommen.

Doch schon schien sie ihr Handeln zu bedauern, denn sie zupfte ihren ältesten Bruder am Arm und redete, nach ihrem Gesichtsausdruck und ihren Lippenbewegungen zu urteilen, beschwörend auf ihn ein.

Ihr ältester Bruder marschierte weiter, als gäbe es sie nicht. Und als sein Blick jetzt auf Fafhrd fiel, stieß er einen Ruf aus, riß sich von ihr los und stürmte auf ihn zu, gefolgt von den anderen. Alle schwenkten Knüppel oder Schwerter.

Maras gequältes: »Flieh, mein Liebster!« kam für Fafhrd fast zwei Herzschläge zu spät. Er wandte sich um und rannte auf den Wald zu, wobei ihm das lange steife Bündel auf dem Rücken herumtrollte. Als er auf die Spur einschwenkte, die er beim Verlassen des Waldes gemacht hatte, achtete er darauf, seine Füße in die alten Stapfen zu setzen, ohne dabei langsamer zu laufen.

Hinter ihm riefen sie: »Feigling!« Er rannte schneller.

Als er im Wald die ersten Granitformationen er-

reichte, wandte er sich scharf nach rechts, sprang von Fels zu Fels, ohne eine Spur zu hinterlassen, erreichte schließlich eine niedrige Granitklippe und bestieg sie mit zwei Handbewegungen; dann hastete er weiter, bis ihn der Klippenrand der Sicht der Männer unter ihm entzog.

Er hörte, wie seine Verfolger in den Wald hasteten, und vernahm ihre ärgerlichen Rufe, als sie zwischen den Bäumen gegeneinanderliefen; schließlich ertönte eine Stimme, die herrisch um Ruhe schrie.

In großem Bogen warf er drei Steine in Richtung auf seine alte Spur – ein gutes Stück vor den menschlichen Jagdhunden Maras. Das Poltern der Geschosse und das Rascheln der Äste, als sie durch die Bäume fielen, täuschten die anderen und hatten einen erneuten Befehl um Ruhe zur Folge.

Jetzt hob Fafhrd einen größeren Felsen an und warf ihn beidhändig gegen den Stamm eines großen Baumes auf dieser Seite des Pfades. Ganze Äste entleerten unter dem Aufprall Schnee und Eis auf den Weg. Die überraschten und vermutlich zu drei Vierteln begrabenen Männer stießen wilde Schreie aus. Fafhrd grinste, dann wurde sein Gesicht ernst, und seine Augen blickten wachsam hierhin und dorthin, als er jetzt wieder durch den dunkler werdenden Wald lief.

Diesmal spürte er keine Feindseligkeit ringsum; die Natur und die Geister hielten sich mit ihren Angriffen zurück. Vielleicht glaubte Mor, daß Maras Verwandte ihn in Trab hielten; und sie hatte daher ihre Zaubersprüche aufgegeben. Oder vielleicht ... Fafhrd unterdrückte seine wirbelnden Gedanken und konzentrierte sich ganz auf den Weg. Viana und die Zivilisation lagen vor ihm. Seine Mutter und die Barbarei

gehörten der Vergangenheit an – trotzdem wollte er lieber nicht an sie denken.

Die Nacht rückte heran, als Fafhrd den Wald verließ. Er hatte den größtmöglichen Bogen geschlagen und kam jetzt in der Nähe des Abstiegs in den Troll-Cañon heraus. Der Gurt seiner unförmigen Last schnitt ihm tief in die Schulter.

Von den Zelten der Händler drangen Licht und Lärm herüber; ein Fest schien im Gange zu sein. Die Gotteshalle und die Darstellerzelte lagen im Dunklen. Ganz in der Nähe ragten die dunklen Umrisse des Stallzeltes auf.

Schweigend überquerte er den frostigen Kies der Neuen Straße, die nach Süden in den Cañon führte.

Dann bemerkte er, daß das Stallzelt nicht völlig dunkel war. Ein Schimmer bewegte sich geisterhaft darin. Vorsichtig näherte er sich dem Eingang und erblickte die Silhouette Hors, der hineinstarrte. Lautlos schlich er sich hinter Hor und starrte über dessen Schulter.

Vlana und Vellix schirrten zwei Pferde – die vermutlich dem Verwegenen gehörten – vor Essedinex' Schlitten, aus dem Fafhrd die drei Raketen gestohlen hatte.

Hor hob den Kopf und legte eine Hand an die Lippen, um eine Art Heulen oder Wolfsschrei auszustoßen.

Fafhrd zog sein Messer und machte Anstalten, Hor die Kehle durchzuschneiden. Doch im letzten Augenblick überlegte er es sich anders und versetzte dem anderen nur einen kräftigen Schlag mit dem Messergriff an die Schläfe. Hor brach lautlos zusammen, und Fafhrd zerrte ihn aus dem Weg.

Vlana und Vellix sprangen in den Schlitten, der Mann schüttelte die Zügel, und die Pferde kamen herausgedonnert.

Fafhrd umklammerte mit äußerster Kraft sein Messer – und steckte es fort und wich in die Schatten zurück.

Der Schlitten glitt die Neue Straße hinab. Fafhrd blickte ihm hochaufgerichtet nach, die Arme starr herabhängend wie die zurechtgelegten Arme eines Toten; seine Finger waren verkrampft.

Dann wandte er sich ruckartig um und eilte auf die Gotteshalle zu.

Hinter dem Stallzelt war plötzlich ein Eulenschrei zu hören. Fafhrd kam gleitend zum Stehen und fuhr herum.

Zwei Gestalten rannten durch die Dunkelheit auf den Troll-Cañon zu, die eine mit einem Feuerbrand in der Hand. Der größere der beiden war unzweifelhaft Hringorl. Sie blieben am Abgrund stehen. Hringorl schwang seine Fackel in großem Flammenkreis. Das Licht beschien Harrax neben ihm. Einmal, zweimal, dreimal fuhr der Arm herum, als sollte jemandem unten im Cañon ein Signal gegeben werden. Dann huschten die Männer auf den Stall zu.

Fafhrd rannte weiter. Als hinter ihm ein heiserer Schrei ertönte, blieb er stehen und sah sich erneut um. Aus dem Stall kam ein großes Pferd galoppiert; Hringorl war der Reiter. An einem Seil zog er einen Mann auf Skiern hinter sich her: Harrax. Das Paar huschte in einem Schneewirbel die Neue Straße hinab.

Fafhrd rannte weiter, bis er die Gotteshalle hinter sich gelassen und ein Viertel des Hanges erklimmen hatte, der zum Frauenzelt führte. Er warf das Bündel

ab, öffnete es, zog seine Skier heraus und schnallte sie an. Er packte das Schwert seines Vaters aus und gürtete es links, zum Ausgleich für den Beutel auf seiner rechten Seite.

Dann wandte er sich dem Troll-Cañon zu – der Stelle, wo die Alte Straße die Schlucht überquert hatte. Er nahm zwei seiner Skistöcke auf, duckte sich und stemmte sie in den Schnee. Sein Gesicht schimmerte wie ein Totenschädel, das Schemengesicht eines Mannes, der sich mit dem Tode einläßt.

In diesem Augenblick machte sich hinter der Gotteshalle, dort, von wo er gekommen war, ein kleines gelbes Zischen bemerkbar. Er hielt inne und zählte seine Herzschläge – er wußte nicht, warum.

Neun, zehn, elf – eine große Flamme blitzte auf. Die Rakete stieg auf und signalisierte den Beginn der heutigen Show. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig – der Feuerschweif verblaßte, und die neun weißen Sterne gingen auf.

Fafhrd ließ seine Skistöcke fallen, nahm eine der drei Raketen, die er gestohlen hatte, und zog den Zünder heraus, wobei er gerade so fest zog, daß der Verschußteer brach, ohne den Zünder zu beschädigen.

Er steckte sich den fingerlangen schlanken Teerzylinder zwischen die Zähne und nahm seinen Feuertopf aus dem Beutel. Der Stein war kaum noch warm. Er knüpfte den Deckel auf und strich die Asche zur Seite, bis er auf ein rotes Glühen stieß, das ihm die Finger verbrannte.

Er nahm die Zündkapsel zur Hand und legte sie so in den Feuertopf, daß ein Ende auf dem Rand auflag, während das andere die rote Glut rührte. Es folgte ein Sprühen. Sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf – und

das Sprühen wurde zu einem flammenden Schweif und war vorbei.

Er setzte den Feuertopf im Schnee ab, nahm die beiden verbleibenden Raketen auf, klemmte sich die dicken Zylinder unter die Arme und stemmte ihre Starthölzer in den Schnee, testete ihre Haltbarkeit. Die Holzstangen waren so starr wie Skistöcke.

Er hielt die beiden Raketen parallel in einer Hand, blies hart in die Glut seines Topfes und hob sie an die beiden Zünder.

Mara kam aus der Dunkelheit herbeigerannt und sagte: »Liebling, ich bin ja so froh, daß dich meine Leute nicht erwischt haben!«

Der Schimmer des Feuertopfes enthüllte ihre Schönheit.

Fafhrd starrte sie an und sagte: »Ich verlasse Schneewinkel. Ich verlasse den Schnee-Clan. Ich verlasse dich.«

Mara sagte: »Das kannst du nicht.«

Fafhrd setzte den Feuertopf und die Raketen ab.

Mara streckte ihm die Hände entgegen.

Fafhrd nahm seine silbernen Armbänder ab und legte sie in Maras Hände.

Mara umklammerte sie und sagte: »Die will ich nicht. So etwas will ich überhaupt nicht. Du bist der Vater meines Kindes. Du gehörst mir!«

Fafhrd riß sich die schwere Silberkette vom Hals, legte sie über ihre Handgelenke und sagte: »Ja! Du bist auf ewig mein, und ich bin dein. Dein Sohn gehört mir. Ich werde niemals eine andere Frau des Schnee-Clans heiraten. Wir sind verheiratet.«

Mit diesen Worten nahm er die beiden Raketen wieder auf und hielt ihre Zünder an den Feuertopf.

Sie begannen gleichzeitig zu sprühen. Er setzte sie ab, schloß den Feuertopf und verstaute ihn hastig in seinem Beutel. Drei, vier ...

Mor starrte Mara über die Schulter und sagte: »Ich habe deine Worte gehört, mein Sohn. Halt!«

Fafhrd packte die sprühenden Raketen und stemmte sich mit den Starthölzern den Hang hinab. Sechs, sieben ...

Mara schrie: »Fafhrd! Mann!«

Mor rief: »Er ist nicht mein Sohn!«

Wieder half Fafhrd mit den zischenden Raketen nach. Kalte Luft peitschte ihm ins Gesicht. Er spürte sie kaum. Der mondhelle Abgrund war jetzt ganz nahe. Er spürte die Aufwärtsbewegung des Hanges. Dahinter, Dunkelheit. Acht, neun ...

Mit wilder Bewegung klemmte er sich die Raketen unter die Arme und flog durch die Dunkelheit. Elf, zwölf ...

Die Raketen zündeten nicht. Das Mondlicht offenbarte ihm die jenseitige Cañonwand, die mit unvorstellbarer Geschwindigkeit auf ihn zuraste. Seine Skier waren auf eine Stelle unmittelbar unter dem Schluchtrand gerichtet, und dieser Punkt verlagerte sich ständig weiter nach unten. Er neigte die Raketen nach unten und klemmte sie ganz fest.

In diesem Augenblick zündeten sie. Es war, als hielte er sich an zwei gewaltigen Armen fest, die ihn nach oben zogen. Ellbogen und Rippen wurden ihm warm. In dem plötzlichen Lichtschimmer war die Felswand ganz nahe, doch lag sie jetzt unter ihm. Sechzehn, siebzehn ...

Sanft setzte er auf der glatten Schneekruste auf, die die Alte Straße bedeckte, und ließ die Raketen fallen.

Es ertönte ein doppelter Donnerschlag, und weiße Sterne umflogen ihn. Einer verbrannte ihm die Wange. Ihn durchzuckte der Gedanke: *Ich verschwinde mit Blitz und Donner.*

Dann blieb ihm keine Zeit mehr für Gedanken, denn er mußte sich auf seine Schußfahrt auf der Alten Straße konzentrieren, die jetzt hell im Mondlicht vor ihm lag, unterbrochen von pechschwarzen Windungen, die der Mond nicht erreichte; Kurven und Geraden, Abgründe zur Rechten, Abgründe zur Linken. Hingeduckt bemühte er sich, die Skier zusammenzuhalten und nur mit den Hüften zu steuern. Gesicht und Hände wurden ihm taub. Die Alte Straße, die sich ihm entgegenschleuderte, war die Wirklichkeit. Winzige Unebenheiten wurden zu gewaltigen Erschütterungen. Schwarze Abhänge bedrohten ihn.

Ganz tief im Innern ging es nicht ohne Gedanken ab. Selbst während er sich bemühte, alle Aufmerksamkeit auf die Schußfahrt zu richten, ließen sie ihn nicht in Ruhe.

Idiot, du hättest dir mit den Raketen ein paar Skistöcke schnappen sollen. Aber wie hättest du die beim Wegwerfen der Raketen gehalten? Auf dem Rücken? Da würden sie dir jetzt nichts nützen. Du hättest bei Mara bleiben sollen. Du wirst nie wieder so ein liebliches Mädchen kennenlernen. Aber du willst doch Vlana. Oder nicht? Wie denn, wenn Vellix dabei ist?

Wenn du nicht so gut wärst, hättest du Vellix im Stall getötet, anstatt dich selbst ... Hast du dich wirklich selbst umbringen wollen? Was hast du jetzt vor? Sind Mors Zaubersprüche schneller als deine Skier? Waren die Raketen wirklich Nalgrons Arme, die aus der Hölle zu dir herauflangten? Was ist das da vorn?

Das war ein aufragender Hügel, den er umfahren mußte. Als der weiße Streifen zu seiner Linken schmaler wurde, legte er sich nach rechts. Der Streifen hielt sein Gewicht. Jenseits, auf der anderen Seite des breiter werdenden Cañons, erblickte er einen winzigen Flammenschweif. Hatte Hringorl noch immer seine Fackel dabei, während er die Neue Straße hinabgaloppierte und Harrax hinter sich her zog?

Fafhrd legte sich wieder nach rechts, als die Alte Straße in enger Kurve noch weiter in diese Richtung ausschwang. Der Himmel drehte sich über ihm. Der Lebenswille machte es eigentlich erforderlich, daß er jetzt anhielt. Doch der Tod war noch immer ein gleichwertiger Mitspieler. Vor ihm lag die Gabelung, wo die Alte und die Neue Straße zusammentrafen. Er mußte sie nach Möglichkeit noch vor Vlana und Velix erreichen. Er mußte sich also beeilen. Wieso? Er wußte es nicht. Neue Kurven folgten.

Unmerklich flachte der Abhang ab. Schneebedadene Baumwipfel stießen aus den düsteren Tiefen zur Linken auf ihn zu und tauchten dann auch auf der anderen Seite auf. Er war in einem niedrigen schwarzen Tunnel. Er bewegte sich lautlos wie ein Gespenst. Als der Tunnel zu Ende ging, bremste er. Seine tauben Finger betasteten die von dem Raketenstern hinterlassene Stelle an seiner Wange. Eisnadeln knackten leise in der Wunde.

Kein Laut außer dem leisen Klirren der Kristalle, die ringsum in der stillen, feuchten Luft wuchsen.

Fünf Schritte vor ihm, am unteren Ende eines kleinen Steilhangs, entdeckte er einen kugelförmigen schneebedadenen Rollbusch. Hinter dem Gebüsch hockte Hringorls erster Helfer Hrey – der Spitzbart

war nicht zu verkennen, obwohl das rote Haar im Mondlicht grau wirkte. Er hielt einen gespannten Bogen in der Linken.

Jenseits, zwei Dutzend Schritte hangabwärts, lag der Treffpunkt der Neuen und der Alten Straße. Der Tunnel, der nach Süden durch die Bäume führte, war von einigen Rollbüschen versperrt, die hoch aufragten. Vellix' und Vlanas Schlitten stand vor dem Hindernis; die Pferde waren zwei große Schatten. Mondlicht schimmerte auf den silbrigen Mähnen und den silbrigen Büschen. Vlana kauerte im Schlitten, ihr Haupt pelzverhüllt.

Vellix war abgesprungen und versuchte, den Weg freizumachen.

Eine Fackel kam die Neue Straße von Schneewinkel herabgefegt. Vellix gab seine Arbeit auf und zog sein Schwert. Vlana blickte über ihre Schulter zurück.

Hringorl galoppierte mit einem triumphierenden Lachen auf die Lichtung, warf seine Fackel hoch in die Luft und brachte sein Pferd hinter dem Schlitten zum Stehen. Der Skifahrer, den er im Schlepp hatte – Harrax – schoß an ihm vorbei und halb den Hang hinauf. Hier kam er zum Stehen und bückte sich, um seine Skier abzumachen.

Die Fackel fiel zu Boden und erlosch zischend.

Vellix rannte auf Hringorl zu. Es war ihm zweifellos klar, daß er den riesigen Piraten erledigen mußte, ehe Harrax seine Skier gelöst hatte, oder er hatte es mit zwei Gegnern zugleich zu tun.

Vlanas Gesicht war eine kleine weiße Maske im Mondlicht, als sie sich halb von ihrem Sitz erhob, um ihm nachzuschauen. Die Kapuze rutschte ihr vom Kopf.

Fafhrd hätte Vellix zu Hilfe eilen können, aber er machte keine Anstalten, seine Skier abzuschneiden. Mit schmerzlichem Gefühl – oder war es ein Gefühl der Erleichterung? – fiel ihm ein, daß er ja Pfeil und Bogen zurückgelassen hatte. Er sagte sich, daß er Vellix helfen mußte. War er nicht das unvorstellbare Risiko eingegangen, hier herabzufahren, um den Verwegenen und Vlana zu retten oder sie zumindest vor dem Hinterhalt zu warnen, den er vermutet hatte, seit er Hringorl mit der Fackel am Abgrund sah? Und sah Vellix nicht wie Nalgron aus – in diesem Augenblick des höchsten Mutes mehr denn je? Aber das Phantom Tod stand noch immer neben Fafhrd und hemmte jede Bewegung.

Außerdem hatte Fafhrd das Gefühl, daß ein Zauberbann über der Lichtung lag und ohnehin jede Handlung sinnlos machte. Als hätte eine gigantische, weißpelzige Spinne bereits ein Netz darum gesponnen und sie vom übrigen Universum abgetrennt und zu einem Gebiet erklärt, das nur der Spinne des Todes gehörte. Dabei war es ohne Belang, daß diese Weiße Spinne keine Fäden, sondern Kristalle spann – das Ergebnis war das gleiche.

Hringorl zielte mit einem gewaltigen Axthieb auf Vellix. Der Verwegene wich dem Schlag aus und stieß sein Schwert in Hringorls Unterarm. Mit lautem Wutschrei wechselte dieser die Waffe in seine linke Hand, sprang vor und schlug erneut zu.

Aus dem Gleichgewicht gebracht, konnte sich Vellix noch im letzten Moment vor dem zischenden Stahlrund in Sicherheit bringen, das im Mondlicht aufblitzte. Und doch war er sofort wieder leichtfüßig auf den Beinen. Hringorl kam jetzt vorsichtiger heran,

die Axt hoch erhoben und ein wenig vorgestreckt, zu kurzen Hieben bereit.

Vlana stand im Schlitten auf, Stahl blitzte in ihrer Hand. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie das Messer schleudern, und hielt unsicher inne.

Hrey richtete sich hinter seinem Busch auf, einen Pfeil angelegt.

Fafhrd hätte ihn töten können, notfalls durch einen Wurf mit seinem Schwert, doch das Gefühl der Todesgestalt neben sich lähmte ihn noch immer, und das Gefühl, sich in der ausweglosen Falle der großen Weißen Eisspinne zu befinden. Außerdem, was empfand er denn wirklich für Vellix oder etwa Nalgron?

Die Bogensehne summt. Vellix erstarrte mitten in einem Abwehrschlag. Der Pfeil hatte ihn neben dem Rückgrat getroffen, und die Spitze ragte vorn dicht unter dem Brustbein heraus.

Mit einem gewaltigen Axthieb schlug Hringorl dem Sterbenden das Schwert aus der Hand. Wieder stieß er ein lautes, hartes Lachen aus. Er wandte sich dem Schlitten zu.

Vlana schrie auf.

Ehe er sich der Bewegung überhaupt bewußt wurde, hatte Fafhrd lautlos das Schwert aus der gutgeölte Scheide gezogen und sich damit auf dem weißen Hang abgestoßen. Seine Skier sangen schrill auf dem verkrusteten Schnee.

Der Tod stand nicht länger neben ihm. Der Tod war in seinen Körper getreten. Es waren die Füße des Todes, an die seine Skier geschnallt waren. Es war der Tod, der die Falle der Weißen Spinne als sein Zuhause empfand.

Hrey wandte sich um und kam damit Fafhrd ent-

gegen, der ihm mit einem Streich die Seite des Genicks aufschlitzte – ein Schnitt, der ihm sowohl die Gurgel als auch die Halsschlagader durchtrennte. Sein Schwert war schon weitergehuscht, ehe es von Blut benetzt werden konnte und natürlich ehe Hrey seine großen Hände hob, in dem vergeblichen Bemühen, den tödlichen Blutsturz aufzuhalten.

Es war alles ganz mühelos. Seine Skier hatten den Schlag geführt, sagte sich Fafhrd, nicht er. Seine Skier, die ein eigenes Leben, das Leben des Todes hatten, und ihn auf eine höchst gefährliche Reise trugen.

Auch Harrax war mit dem Abschnallen seiner Skier fertig und richtete sich wie eine Marionette der Götter in dem Augenblick auf, als Fafhrd zustieß – ein Hieb aus dem Ducken nach oben, durch den Magen, so wie der Pfeil, der Vellix getroffen hatte – nur in umgekehrter Richtung.

Das Schwert knirschte gegen Harrax' Rückgrat, ließ sich jedoch leicht wieder herausziehen. Fafhrd huschte hangabwärts davon, ohne sich umzusehen. Harrax starrte mit weit aufgerissenen Augen hinter ihm her. Der Mund des grobschlächtigen Mannes war weit geöffnet, doch er ließ keinen Laut hören. Wahrscheinlich hatte der Stoß eine Lunge und auch sein Herz durchschnitten.

Und jetzt war Fafhrds Schwert auf den Rücken Hringorls gerichtet, der eben Anstalten machte, in den Schlitten zu steigen. Die Skier trugen die Klinge schneller und immer schneller voran.

Vlana starrte über Hringorls Schulter, und es war, als sähe sie den Tod persönlich herannahen, und sie schrie.

Hringorl schwang herum und hob augenblicklich

seine Axt, um Fafhrds Schwert zur Seite zu schlagen. Sein breites Gesicht trug den Ausdruck eines Mannes, der dem Tod oft ins Auge gestarrt hat und sich durch das plötzliche Auftauchen des Allgegenwärtigen nicht mehr überraschen läßt.

Fafhrd bremste und drehte die Skier herum, so daß er, langsamer werdend, um das rückwärtige Ende des Schlittens herumfuhr. Sein Schwert strebte die ganze Zeit zuckend auf Hringorl zu, ohne ihn ganz zu erreichen. Er wich dem Hieb aus, den Hringorl vollführte.

Dann erblickte Fafhrd unmittelbar vor sich den Körper Vellix' im Schnee. Er machte eine hastige Wendung, bremste sofort und stieß auch noch sein Schwert in den Schnee, damit er nicht über die Leiche stolperte; die Klinge traf auf Gestein und ließ Funken sprühen.

Aus der gleichen Bewegung heraus warf er sich herum, soweit seine noch in den Skiern gefangenen Füße das ermöglichten, und er erhaschte noch einen Blick auf Hringorl, der sich aus dem aufgestäubten Schnee auf ihn stürzte und mit gewaltigem Axtschlag Fafhrd das Genick durchtrennen wollte.

Fafhrd parierte den Schlag mit dem Schwert. Hätte er die Klinge im rechten Winkel zu der anstürmenden Axt gehalten, wäre ihm der Stahl zersprungen, doch Fafhrd hielt das Schwert in einem Winkel, der die Axt mit stählernem Kreischen abgleiten ließ und pfeifend über seinen Kopf lenkte.

Hringorl, der nicht mehr abbremsen konnte, stürmte an ihm vorbei.

Wieder warf sich Fafhrd herum und verfluchte die Skier, die seine Füße an den Boden fesselten. Sein Hieb kam zu spät, um Hringorl noch zu erreichen.

Der mächtigere Mann wandte sich um und setzte erneut zum Angriff an, wieder mit seiner Axt. Diesmal wußte Fafhrd nicht anders auszuweichen, als sich flach auf den Boden zu werfen.

Stahl blitzte im Mondlicht auf. Dann benutzte er sein Schwert, um sich wieder aufzurichten, bereit, erneut auf Hringorl loszugehen, oder sich wieder zu ducken, wenn ihm die Zeit dazu blieb.

Der große Mann hatte seine Axt fallen gelassen und betastete sein Gesicht.

Mit ungeschicktem, skibehindertem Schritt stieß ihm Fafhrd das Schwert durch das Herz.

Hringorl ließ seine Hände sinken, als er nach hinten stürzte. Aus seinem rechten Auge ragte der Silberknauf und schwarze Griff eines Dolches. Fafhrd zog sein Schwert zurück. Hringorl stürzte mit dumpfem Geräusch zu Boden und ließ ringsum den Schnee aufstäuben, während er zweimal zusammenzuckte und dann still lag.

Fafhrd hob sein Schwert und sah sich hastig um. Er war bereit für weitere Angriffe – von wem auch immer.

Doch keiner der fünf Körper bewegte sich – weder die beiden zu seinen Füßen noch die beiden am Hang, und auch Vlanas Gestalt im Schlitten stand starr.

Überrascht stellte er fest, daß das Keuchen, das ihm in den Ohren klang, von ihm selbst stammte. Ansonsten bestand das einzige Geräusch auf der Lichtung in einem schwachen hohen Klirren, das er zunächst ignorierte. Sogar Vellix' Pferde vor dem Schlitten und Hringorls großer Brauner, der ein wenig abseits auf der Alten Straße stand, waren unnatürlich ruhig.

Er lehnte sich rückwärts an den Schlitten, legte seinen linken Arm auf die eisige Plane, die die Raketen und anderen Gegenstände bedeckte. Seine rechte Hand hielt das Schwert in die Höhe, ein wenig nachlässig jetzt, doch immer noch kampfbereit.

Er betrachtete noch einmal die Körper und ließ seinen Blick schließlich auf Viana ruhen. Noch immer hatte sich niemand bewegt. Die vier Toten waren von blutbeflecktem Schnee umgeben, große Flächen bei Hrey, Harrax und Hringorl, ein kleiner Fleck bei Vellix, der durch einen Pfeil gestorben war.

Er starrte in Vianas weitaufgerissene, starre Augen. Um Atem kämpfend sagte er: »Ich bin dir Dank schuldig dafür, daß du Hringorl umgebracht hast. Ich bezweifle, daß ich ihn hätte besiegen können, da er doch auf Füßen stand und ich auf dem Rücken lag.

Aber war dein Messer auch auf Hringorl gezielt und nicht etwa auf meinen Rücken? Und bin ich dem Tod vielleicht nur durch meinen Sturz entkommen, während das Messer über mich dahinzischte und einen anderen Mann traf?«

Sie antwortete nicht. Statt dessen flogen ihre Hände hoch und preßten sich vor ihre Wangen und Lippen. Sie nahm ihren starren Blick nicht von Fafhrd.

Er fuhr fort, und seine Stimme klang noch beiläufiger: »Du hast Vellix mir vorgezogen, nachdem du mir ein Versprechen gegeben hattest. Warum dann nicht auch Hringorl Vellix vorziehen – und wiederum mir –, wenn Hringorl ohnehin der wahrscheinliche Sieger war? Warum hast du nicht Vellix mit deinem Messer geholfen, als er so mutig auf Hringorl losging? Warum hast du geschrien, als du mich herankommen sahst, und hast mir damit die Chance genommen,

Hringorl mit einem einzigen Hieb aus dem Hinterhalt zu töten?«

Er unterstrich jede Frage mit einem nachlässigen Stoß seines Schwertes in ihre Richtung. Er atmete jetzt wieder leichter, und die Müdigkeit fiel von seinem Körper ab, während Niedergeschlagenheit seinen Geist erfüllte.

Vlana nahm langsam die Hände von den Lippen und schluckte zweimal. Dann sagte sie mit harter, doch klarer Stimme: »Eine Frau muß sich immer alle Möglichkeiten offenlassen, kannst du das verstehen? Nur wenn sie bereit ist, sich mit jedem Mann zusammenzutun und mit einer Wende des Glücks notfalls den einen zugunsten eines anderen fallenzulassen, kann sie den großen Vorteil der Männer auszugleichen hoffen.

Ich habe Vellix dir vorgezogen, weil seine Lebenserfahrung größer war und weil ich – das kannst du mir glauben oder nicht – der Meinung war, daß mein Partner kein langes Leben erwarten könnte, und ich dich am Leben wissen wollte. Ich habe Vellix hier an der Straßensperre nicht geholfen, weil ich ihn und mich verloren gab. Die Sperre und das Wissen, daß sich hier Leute versteckt haben mußten, lähmte mich – obwohl Vellix das nicht zu glauben schien oder es ihm egal war. Was meinen Schrei anging, als ich dich sah – ich habe dich gar nicht erkannt. Ich hielt dich für den Tod persönlich.«

»Nun, das war ich anscheinend auch«, bemerkte Fafhrd leise und blickte ein drittesmal über die stumm daliegenden Gestalten hin. Er schnallte seine Skier ab. Nachdem er ein paarmal mit den Füßen aufgestampft hatte, kniete er neben Hringorl nieder,

riß ihm den Dolch aus dem Auge und wischte ihn am Pelz des Toten ab.

Vlana fuhr fort: »Und ich fürchte den Tod sogar mehr, als ich Hringorl verabscheute. Ja, ich wäre gern mit Hringorl geflohen, wenn ich damit dem Tode hätte entkommen können!«

»Diesmal hatte Hringorl die falsche Richtung gewählt«, sagte Fafhrd und wog den Dolch in der Hand. Die Waffe ließ sich gut stoßen oder werfen.

Vlana sagte: »Jetzt gehöre ich natürlich dir. Mit Freuden sogar – du magst es glauben oder nicht. Wenn du mich überhaupt haben möchtest. Vielleicht glaubst du immer noch, ich wollte dich umbringen.«

Fafhrd wandte sich zu ihr um und warf ihr den Dolch zu. »Fang!« sagte er. Sie fing.

Er lachte und sagte: »Nein, ein Theatermädchen, das auch Diebin gewesen ist, versteht sicher etwas vom Messerwerfen. Und ich bezweifle, daß Hringorl nur zufällig ins Auge getroffen wurde. Sinnst du immer noch auf Rache an der Diebeszunft?«

»Allerdings«, erwiderte sie.

Fafhrd sagte: »Frauen sind grausam. Ich meine, so grausam wie Männer. Oder gibt es einen Menschen auf der weiten Welt, der nur Eiswasser in den Adern hat?«

Und wieder lachte er, lauter diesmal, als wüßte er, daß es auf diese Frage unmöglich eine Antwort gab. Dann wischte er sein Schwert an Hringorls Pelz ab, stieß es in die Scheide zurück und ging an dem Mädchen vorbei, ohne es anzusehen, vorbei auch an den stummen Pferden, und begann das Hindernis beiseite zu räumen. Die gestapelten Rollbüsche waren aneinandergefroren, und er mußte heftig ziehen und dre-

hen, mußte seine ganze Kraft in diese Tätigkeit legen und heftiger mit den Büschen kämpfen, als sich seiner Erinnerung nach Vellix damit hatte mühen müssen.

Vlana schaute nicht auf, auch als er sie ganz dicht passierte. Sie starrte auf den Hang mit seinen durcheinanderkurvenden Skispuren, die zur schwarzen Tunnelöffnung der Alten Straße führten. Ihr Blick war weder auf Harrax und Hrey gerichtet noch auf die Tunnelöffnung. Er reichte weiter.

In der Luft schwang ein leichtes Klirren, das nicht aufhören wollte.

Dann ertönte ein Knirschen von Kristallen, und Fahrd riß den letzten eisbedeckten Rollbusch los und schleuderte ihn beiseite.

Er schaute die Straße entlang, die nach Süden führte. Zur Zivilisation, was immer ihm das jetzt bedeuten mochte.

Auch diese Straße war ein Tunnel zwischen schneebedadenen Pinien.

Und er war erfüllt – das Mondlicht zeigte es ganz deutlich – von einem Netz aus Kristallen, das unendlich zu sein schien; Stränge von Eis, die sich von Zweig zu Zweig und Ast zu Ast zu erstrecken schienen, Schicht auf Schicht ohne Ende.

Fahrd dachte an die Worte seiner Mutter: *Es gibt eine Hexenkälte, die dir in Nehwon überallhin folgen kann. Wo das Eis einmal gewesen ist, können die Zauberkräfte es wieder hinschicken. Dein Vater bedauert es heute sehr ...*

Er dachte an die große weiße Spinne, die die Lichtung mit ihrem frostigen Netz umspann.

Er sah Mors Gesicht neben Maras Kopf, oben am Felsrand, auf der anderen Seite der großen Schlucht.

Er fragte sich, was wohl jetzt im Frauenzelt gesungen wurde und ob auch Mara in den Gesang eingefallen war. Irgendwie hatte er das Gefühl, daß das nicht sein konnte.

Vlana rief leise aus: »Frauen sind wirklich grausam. Schau! Schau!«

In diesem Augenblick begann Hringorls Pferd laut zu wiehern. Mit klappernden Hufen galoppierte es die Alte Straße hinauf.

Gleich darauf regten sich auch Vellix' Pferde und stiegen auf die Hinterhand.

Fafhrd schlug mit dem Arm gegen den Hals des Tieres neben ihm. Dann sah er zu der kleinen, groß-äugigen, dreieckigen weißen Maske auf, die Vlanas Gesicht war, und folgte ihrem Blick.

Am Hang, der zur Alten Straße führte, erwuchs ein halbes Dutzend dürrer Gestalten, so groß wie Bäume. Sie sahen aus wie verschleierte Frauen. Zusehends gewannen sie an Substanz.

Entsetzt duckte er sich zusammen. Bei dieser Bewegung verklemmte sich der Beutel an seinem Gürtel zwischen Schenkel und Bauch. Er spürte eine schwache Wärme.

Hastig sprang er auf und raste den Weg zurück, den er gekommen war. Mit schnellen Bewegungen riß er die Plane von der Ladefläche des Schlittens. Er packte die acht verbliebenen Raketen und steckte sie nacheinander mit ihren Leithölzern in den Schnee, ihre Spitzen auf die gewaltigen Eisgestalten gerichtet.

Dann langte er in seinen Beutel, nahm den Feuerpfopf heraus, verschüttete die graue Asche, neigte die rote Glut auf eine Seite der Schale und berührte damit in schneller Folge die Zünder der Raketen.

Das vielfältige Sprühen und Zischen der Zünder begleitete ihn, als er in den Schlitten sprang.

Vlana rührte sich nicht, obwohl er sie streifte. Doch sie ließ ein leises Klimpern hören. Sie schien von einem durchsichtigen Umhang aus Eiskristallen umschlungen, die sie festhielten. Das Mondlicht schimmerte auf der Erscheinung.

Er packte die Zügel, die wie eisiges Metall an seinen Fingern schmerzten. Sie ließen sich nicht bewegen. Das Eisnetz ringsum hatte nun auch die Pferde eingefangen. Sie waren ein Teil davon, gewaltige Statuen, in einen größeren Kristall eingeschlossen. Eines der Tiere stand auf vier Hufen, das andere hatte gerade furchtsam gescheut. Die Eiswände rückten näher.

Es gibt eine Hexenkälte, die dir folgen kann ...

Die erste Rakete dröhnte auf, dann die zweite. Er spürte ihre Wärme. Er hörte das gewaltige Klirren, als sie hangaufwärts ihre Ziele trafen.

Die Zügel bewegten sich, klatschten auf die Pferderücken. Ein Zerspringen wie von Glas war zu hören, als sie vorwärtsstürmten. Er zog den Kopf ein, sammelte die Zügel in der Linken, schwang den rechten Arm hoch und zerrte Vlana neben sich auf den Sitz. Ihr Eisumhang klirrte und verschwand. Vier, fünf ...

Ein ständiges Klimpern und Sirren ertönte mit jedem Schritt der Pferde durch das Eisnetz. Kristalle rieselten ihm auf den eingezogenen Kopf und glitten ab. Das Klirren wurde leiser. Sieben, acht ...

Und dann blieb das eisige Element zurück. Die Hufe trommelten auf der Straße. Ein gewaltiger Nordwind fuhr auf und machte der Stille ein Ende. Vor dem Schlitten zeigte sich die erste Morgenröte am

Himmel. Hinter ihm rötete sich der Himmel von der Glut der Piniennadeln, die von den Raketen in Brand gesteckt worden waren. Fafhrd meinte durch den Nordwind das Brüllen mächtiger Flammen zu hören.

Er rief: »Gnamph Nar! Klurg Nar, das große Kvarch Nar – wir werden das alles sehen! All die Städte des Waldlandes! Und das Land der Acht Städte!«

Neben ihm regte sich Vlana warm in seinem Arm und nahm seinen Ruf auf: »Sarheenmar, Ilthmar, Lankhmar! Die Städte des Südens! Quarmall! Horborixen! Tilsilinilit mit seinen schlanken Türmen! Das Hohe Land!«

Es kam Fafhrd vor, als erfüllten Visionen aller dieser unbekanntenen Städte und Länder den heller werdenden Horizont. »Reisen, Lieben, Abenteuer, die Welt!« rief er und drückte Vlana mit dem rechten Arm an sich, während seine Linke die Zügel auf die Pferderücken klatschen ließ.

Doch er fragte sich, warum, obwohl seine Phantasie in hellen Flammen stand wie der Cañon hinter ihm, die Kälte aus seinem Herzen noch immer nicht gewichen war.

Der unheilige Gral

Drei Dinge machten den Zauberlehrling darauf aufmerksam, daß etwas nicht stimmte: zunächst die tiefen Abdrücke beschlagener Hufe auf dem Waldpfad – er spürte sie durch seine Stiefel, noch ehe er sich bückte und im Dunkeln ertastete; dann das unheimliche Summen einer Biene, die unnatürlicherweise in der Nacht unterwegs war; und schließlich ein schwacher, aromatischer Brandgeruch.

Maus rannte los, wobei ihn ein fledermausartiger Sinn für zurückgeworfene Schallwellen davor bewahrte, gegen Baumstämme zu laufen oder über verkrümmte Wurzeln zu stolpern; außerdem kannte er sich gut in der Gegend aus. Graue Beinkleider, Umhang, spitze Kapuze und wehender Mantel ließen den Jungen, der in langjähriger Askese abgemagert war, wie einen dahinfliegenden Schatten erscheinen.

Die freudige Erregung, die Maus angesichts des erfolgreichen Abschlusses seiner langen Reise und der triumphalen Rückkehr zu seinem Zaubermeister Glavas Rho erfüllt hatte, wich jetzt einer Angst, die er nicht recht in Gedanken zu kleiden wagte. Sollte etwa dem großen Zauberer, dessen unbedeutender Lehrling er war, etwas zugestoßen sein?

›Meine kleine graue Maus, noch halb hin und her gerissen zwischen der Weißen und der Schwarzen Magie‹, so hatte ihn Glavas Rho einmal bezeichnet. Nein, es war undenkbar, daß jenem großen Sinnbild von Weisheit und spiritistischer Macht ein Unglück widerfahren sein sollte. Der große Zauberer ... (Die Art und Weise, wie Maus auf diesem ›groß‹ beharrte,

hatte etwas Hysterisches, denn für die Außenwelt war Glavas Rho nur ein einfacher Hinterwald-Zauberer, der kein besseres Ansehen genoß als ein Mingol-Hexenmeister mit seinem gefleckten Hund, der gewöhnlich das zweite Gesicht besaß, oder etwa ein bettelnder Geisterbeschwörer aus Quarmall) ... der große Zauberer und sein Heim waren gleichermaßen durch starke Zaubersprüche geschützt, die kein ruchloser Außenseiter durchbrechen konnte, nicht einmal (Maus' Herz stockte) der oberste Herr dieser Wälder, Herzog Janarrl, der Zauberei jeder Art aus tiefstem Herzen verabscheute, Weiße Magie noch mehr als Schwarze.

Und doch wurde der Brandgeruch jetzt stärker; und Glavas Rhos Häuschen bestand aus harzigem Holz!

Aus Maus' Gedanken schwand jetzt auch die Vision eines ewig furchtsamen, doch hübschen Mädchengesichtes – das Gesicht von Herzog Janarrls Tochter Ivrian, die heimlich bei Glavas Rho Unterricht nahm und im übertragenen Sinne zusammen mit Maus in vollen Zügen die Milch seiner Weißen Magie schlürfte. Tatsächlich nannten sie sich schon gegenseitig Mäuschen, während Maus unter seiner Tunika einen schlichten grünen Handschuh trug, den er Ivrian bei seinem Aufbruch abgeluchst hatte, als wäre er ihr wohlgerüsteter und schwerbewaffneter Ritter und nicht ein schwertloser kleiner Zauberlehrling.

Als Maus die Lichtung auf der Hügelspitze erreichte, ging sein Atem schwer, und nicht nur von dem langen Lauf.

Im ersten Dämmerlicht offenbarte sich auf einen

Blick der hufzerpflügte Garten mit Zauberkräutern, der umgeworfene Bienenkorb aus Stroh, der große rußige Streifen an dem glatten Granitfelsen, der das winzige Haus des Zauberers schützte.

Doch auch ohne die dämmerige Helligkeit hätte er die feuerzerfressenen Balken und Stützpfeiler wahrgenommen, über die sich noch immer kleine Glutwürmer zogen und hier und da eine gespenstische grüne Flamme, wo irgendeine Zauberflüssigkeit noch beharrlich weiterschwelte. Er hätte das Durcheinander der kostbaren Gerüche von Drogen und Salben registriert und den Geruch verbrannten Fleisches.

Sein hagerer Körper schien zusammenzuklappen. Wie ein Hund auf der Spur eilte er weiter.

Der Zauberer lag dicht hinter der eingeschlagenen Tür. Ihm war es nicht anders ergangen als dem Haus: Die Balken seines Körpers waren entblößt und geschwärzt, die Säfte und Substanzen seines Körpers zerkocht, für immer vernichtet oder zu einer jenseits des Mondes liegenden Hölle aufgegangen.

Und überall ringsum war die Luft von dem leisen, traurigen Summen der Bienen erfüllt, die nun keine Heimat mehr hatten.

Entsetzliche Erinnerungen befielen ihn: Die jetzt geschrumpften Lippen, die leise Zaubersprüche sangen, die verkohlten Finger, die auf die Sterne wiesen oder ein kleines Waldtier streichelten.

Zitternd zog Maus aus dem Lederbeutel an seinem Gürtel einen flachen grünen Stein, auf einer Seite mit tiefgeritzten, fremdartigen Hieroglyphen versehen, auf der anderen mit einem gepanzerten, vielbeinigen Monstrum, das wie eine Riesenameise über unzähligen fliehenden Menschengestalten hockte.

Dieser Stein war das Ziel der Reise gewesen, auf die Glavas Rho ihn geschickt hatte. Dieses Steines wegen war er auf einem Floß über den Pleea-See geschwommen, in den Vorbergen des Hungergebirges herumgestrichen, hatte sich vor einem Trupp rotbärtiger Piraten in Sicherheit gebracht, hatte unbeholfene Fischer hereingelegt, mit einer ältlichen, übelriechenden Hexe geflirtet, einen Stammeschrein ausgeraubt und war schließlich einer Hundemeute entkommen, die man auf ihn angesetzt hatte. Diesen Stein zu gewinnen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, bedeutete, daß er die nächste Stufe seiner Zauberausbildung erklimmen hatte.

Jetzt starrte er betäubt auf die matte Oberfläche des Steins, und als er seinen zitternden Körper wieder in der Gewalt hatte, legte er das Gebilde vorsichtig in die verkohlte Hand seines Meisters. Als er sich vorbeugte, merkte er, daß seine Fußsohlen schmerzhaft heiß waren und seine Stiefel an den Rändern ein wenig zu qualmen begannen, und doch beeilte er sich nicht mit dem Zurücktreten.

Es war inzwischen heller geworden, so daß er nun auch andere Dinge bemerkte – so den Ameisenhaufen bei der Schwelle. Der Meister hatte die schwarzgepanzerten Wesen so intensiv studiert wie zuvor ihre Verwandten, die Bienen. Der Haufen wies eine tiefe Einkerbung auf, hervorgerufen durch einen Stiefelabsatz, dessen Nägel einen Halbkreis von Vertiefungen hinterlassen hatten. Trotz aller Vernichtung regte sich etwas auf dem Haufen. Maus beugte sich hinab und entdeckte, einen winzigen, von der Hitze angeschlagenen Krieger, der sich über die Sandkörner schleppte. Er erinnerte sich an das Monstrum auf

dem grünen Stein und schüttelte einen Gedanken ab, der doch zu nichts führte.

Er schritt durch die klagenden Bienen über die Lichtung zu der Seite, wo bleiches Licht zwischen den Baumstämmen hindurchschimmerte. Gleich darauf stand er, eine Hand an einen knorrigen Stamm gestützt, auf einem kleinen Vorsprung, unter dem der Hügel scharf abfiel. In dem bewaldeten Tal unter ihm erstreckte sich eine Schlange aus milchigem Nebel und zeichnete den Lauf des Flusses nach, der sich zwischen den Hängen hindurchwand.

Der dünner werdende Rauch der Dunkelheit lag schwer in der Luft. Zu seiner Rechten zeigte der Horizont bereits den ersten roten Schimmer der aufgehenden Sonne. Dahinter, das wußte Maus, lagen weitere Wälder und dann die unendlichen Kornfelder und Marschen Lankhmars und schließlich der uralte Mittelpunkt der Welt, die Stadt Lankhmar, die Maus noch nicht gesehen hatte, deren Oberherr jedoch theoretisch auch hier noch herrschte.

Ganz in der Nähe nun, betont durch das Rot des Sonnenaufgangs, erhob sich ein Bündel spitzer Türme – die Festung von Herzog Janarrl. Maus' maskenstarres Gesicht belebte sich. Er dachte an den genagelten Absatz, an den zertrampelten Garten und an die Hufspuren, die den Hang hinabführten.

Alles deutete darauf hin, daß der zauberhassende Janarrl der Anstifter des Ungeheuerlichen hinter ihm war, auch wenn Maus in seiner blinden Hochachtung vor den Fähigkeiten seines Meisters nicht verstand, wie der Herzog durch die Zaubersprüche hatte brechen können, die normalerweise auch den klügsten Holzfäller schwindeln ließen und die Glavas Rhos

Haus gar manches Jahr geschützt hatten.

Er beugte den Kopf ... und erblickte, hingeworfen auf dem frischen Gras, einen schlichtgrünen Handschuh. Er nahm ihn auf, wühlte in seiner Tunika, zog einen zweiten Handschuh hervor, der dunkle Schweißflecken aufwies, und hielt die beiden nebeneinander.

Sie paßten.

Seine Lippen entblößten die kleinen weißen Zähne, und sein Blick richtete sich erneut auf die Festung. Dann entfernte er ein dickes Stück vernarbter Rinde von dem Baum, an dem er gelehnt hatte, und tauchte schultertief in die dunkle Öffnung. Als er mit langsamen, vorsichtigen Bewegungen darin herumsuchte, fielen ihm einige Bemerkungen ein, die Glavas Rho einmal bei einem Mahl milchlosen Haferschleims lächelnd gemacht hatte:

»Maus«, hatte der Magier gesagt, und der Feuerschimmer hatte in seinem kurzen weißen Bart geflimmert, »wenn du so um dich starrst und die Nüstern blähst, hast du viel zuviel von einer Katze an dir, als daß du den Namen Maus verdienst, ganz zu schweigen davon, daß du jemals ein Wachhund der Wahrheit werden könntest.

Du bist ein eifriger Schüler, doch insgeheim sind dir Schwerter lieber als Zauberstäbe. Dich bringen die heißen Lippen der Schwarzen Magie mehr in Versuchung als die keuschen schlanken Finger der Weißen Zauberei – wie schön das Mäuschen auch sein mag, dem diese Finger gehören. Nein, streite mir das nicht ab! Du fühlst dich mehr zu den verlockenden Windungen des linken Weges als zum geraden steilen Pfad des rechten hingezogen.

Du wirst wohl nie eine weiße Maus sein, sondern allenfalls ein Grauer Mausling – aber das ist immerhin noch besser als schwarz. Und jetzt wasche die Schalen aus und hauche eine Stunde lang die neugeborene Ague-Pflanze an, denn es ist eine kühle Nacht. Und denk daran, dem Dornenbusch ein paar freundliche Worte zu sagen.«

Die Worte verklangen in seiner Erinnerung, ohne völlig zu verschwinden, als Maus jetzt aus dem Loch einen Ledergürtel hervorholte, pelziggrün von Schimmel. An dem Gürtel baumelte eine gleichermaßen verkommene Scheide, aus der Maus an einem riemenumwickelten Griff ein spitzes Bronzeschwert hervorzog, das mehr Grünspan als Metall zeigte. Seine Augen weiteten sich, und sein Gesicht wurde noch maskenhafter, als er die hellgrüne, an den Rändern braune Klinge dem roten Huckel der aufgehenden Sonne entgegenhielt.

Von der anderen Seite des Tales klang schwach der hohe, klare Ton eines Horns herüber, das die Männer zur Jagd rief.

Jäh setzte sich Maus hangabwärts in Bewegung, ging schräg auf die Hufspuren zu; er bewegte sich mit langen hastigen Schritten und ein wenig steifbeinig, wie betrunken, und schnallte sich im Gehen den schimmeligen Schwertgürtel um.

Ein dunkler vierfüßiger Schatten huschte über die sonnenfleckige Waldlichtung, riß mit seiner breiten niedrigen Brust durch das Unterholz und trampelte es mit seinen schmalen Hufen nieder. Weiter hinten ertönten Hörnerklang und die Rufe von Männern. Am anderen Ende der Lichtung wandte sich der Eber

um. Sein Atem pfiff durch die Nüstern, und er schwankte. Dann richteten sich seine halb glasigen kleinen Augen auf die Gestalt eines Mannes auf einem Pferd.

Eine Reflexion des Sonnenlichtes ließ sein Fell dunkler erscheinen – dann griff der Eber an. Doch ehe seine fürchterlichen Hauer ein Ziel finden konnten, bohrte sich ein Speer mit breiter Klinge in sein Schulterbein und warf ihn zurück, und Blut spritzte über das Grün.

Braun- und grüنگekleidete Jäger erschienen auf der Lichtung, und einige umgaben den liegenden Eber mit einem Wall von Speerspitzen, andere eilten auf den Berittenen zu. Er trug vornehme gelbe und braune Kleidung. Er lachte, warf einem seiner Jäger den blutigen Speer zu und nahm von einem anderen eine lederumhüllte Silberflasche mit Wein entgegen.

Ein zweiter Reiter erschien auf der Lichtung, und die kleinen gelben Augen des Herzogs verdüsterten sich unter den buschigen Brauen. Er nahm einen großen Schluck und wischte sich mit dem Ärmel über die Lippen. Wachsam schlossen die Jäger ihren Speerkreis um den Eber, der starr im Gras lag, jedoch den Kopf hin und her neigte, während ihm das Blut aus der Schulter spritzte. Die Speere wollten sich eben ihr Ziel suchen, als Janarrl den Jägern ein Zeichen gab.

»Ivrian!« rief er dem Neuankömmling heiser zu. »Du hattest zwei gute Gelegenheiten, aber du hast ihn entwischen lassen! Deine tote Mutter, sie sei verflucht, hätte jetzt sicher schon vom rohen Fleisch gekostet!«

Seine Tochter starrte ihn elend an. Sie war wie die

Jäger gekleidet und ritt im Herrensitz mit einem Schwert an der Seite und einem Speer in der Hand, doch diese Ausstattung verstärkte nur noch dein Eindruck eines hageren, dünnarmigen Mädchens.

»Du bist ein Milchling, ein zauberliebender Feigling!« fuhr Janarrl fort. »Deine abscheuliche Mutter wäre dem Eber auf bloßen Füßen entgegengetreten und hätte gelacht, wenn ihr das Blut ins Gesicht gespritzt wäre. Schau, das Tier ist angeschlagen. Es kann dir nichts tun. Treib deinen Speer hinein, jetzt! Ich befehle es dir!«

Die Jäger öffneten ihre Speerkette und wichen seitwärts zurück, bildeten einen Pfad zwischen dem Eber und dem Mädchen. Sie lachten unterdrückt, und der Herzog lächelte ihnen aufmunternd zu. Das Mädchen zögerte, nagte an seiner Unterlippe und starrte furchtsam und fasziniert auf das Tier, das den Blick mit erhobenem Kopf erwiderte.

»Gib's ihm mit deinem Speer!« wiederholte Janarrl und nahm einen schnellen Schluck aus der Flasche. »Tu's, oder du bekommst auf der Stelle die Peitsche zu schmecken.«

Daraufhin drückte sie ihrem Pferd die Absätze in die Flanken und trabte über die Lichtung, den Körper tief herabgeneigt, den Speer auf sein Ziel gerichtet. Doch im letzten Augenblick schwenkte die Speerspitze zur Seite und bohrte sich in den Boden. Der Eber hatte sich nicht gerührt.

Die Jäger lachten lauthals los.

Janarrls weißes Gesicht rötete sich vor Wut, und er streckte den Arm aus und umfing ihr Handgelenk, hielt es mit eisenhartem Griff. »Deine verdammte Mutter konnte einem Mann die Kehle durchschnei-

den, ohne sich dabei zu verfärben. Ich will jetzt sehen, wie du das Tier da aufspießt, oder ich bringe dich zum Tanzen, hier auf der Stelle, wie gestern abend, als du mir die Sprüche des Zauberers und seinen Unterschluß verrietest.«

Er beugte sich zu ihr herüber, und seine Stimme wurde zu einem Flüstern: »Weißt du, Kindchen, ich hatte schon lange den Verdacht, daß deine Mutter, so wild sie auch sein konnte, vielleicht selbst etwas für die Zauberei übrig hatte – womöglich gegen ihren Willen –, und daß du vom Blut dieses verbrannten Zauberers bist.«

Sie riß die Augen auf und wollte sich von ihm losreißen, doch er zog sie noch näher heran. »Hab keine Angst, Kindchen, ich gewöhne dir diese Blässe schon ab – so oder so. Zunächst wirst du mir den Eber da aufspießen!«

Sie rührte sich nicht. Ihr Gesicht war eine cremigweiße Maske der Angst. Er hob die Hand.

Doch in diesem Augenblick gab es eine Unterbrechung.

Eine Gestalt erschien am Rande der Lichtung – an der Stelle, wo sich der Eber zu seinem letzten Angriff umgewandt hatte. Es war ein hagerer Jüngling, von Kopf bis Fuß in Grau gekleidet. Wie ein Betrunkener oder Betäubter wanderte er geradewegs auf Janarrl los. Die drei Jäger, die sich um den Herzog gekümmert hatten, zogen ihre Schwerter und schlenderten müßig auf ihn zu.

Das Gesicht des Jungen war bleich und gespannt, auf seiner Stirn unter der halb zurückgeschobenen Kapuze schimmerte Schweiß. Seine Wangen- und Kiefermuskeln waren verkrampft. Seine Augen, auf

den Herzog gerichtet, waren Schlitze, als wären sie direkt in die strahlende Sonne gerichtet.

Seine Lippen öffneten sich weit und entblößten seine Zähne. »Schlächter von Glavas Rho! Zauberer-Töter!«

Im nächsten Augenblick hatte er sein Bronzeschwert aus der schimmeligen Scheide gezogen. Die zwei Jäger stellten sich ihm in den Weg, einer rief: »Achtung, Gift!« als er den grünen Belag auf der Klinge des anderen erblickte. Der Junge griff mit einem fürchterlichen Schlag an, wobei er sein Schwert wie einen Hammer führte. Der Jäger parierte mühelos, so daß die Klinge über seinen Kopf zischte und der Junge von der Gewalt seines Schlages fast zu Boden gerissen wurde.

Der Jäger trat vor und führte einen schnellen Schlag gegen das Schwert des Jungen ganz oben am Griff – in der deutlichen Absicht, ihn zu entwaffnen –, und der Kampf war vorüber, noch ehe er begonnen hatte – fast.

Der glasige Blick des Jungen schwand, und sein Gesicht zuckte wie das einer Katze, und er packte erneut sein Schwert und sprang mit einer Drehbewegung auf das Handgelenk des anderen los und entriß dem verblüfften Jäger seine Waffe. Aus dem gleichen Schwung heraus zielte er geradewegs auf das Herz des zweiten Jägers, der sich seinem Schicksal nur durch einen schnellen Sprung nach rückwärts entzog.

Janarrl beugte sich gespannt im Sattel vor und knurrte: »Der Kleine zeigt seine Beißerchen«, doch in diesem Augenblick schlug der dritte Jäger, der einen kleinen Bogen geschlagen hatte, dem Jungen mit seinem Schwertknauf gegen den Hals.

Der Jüngling ließ sein Schwert fallen, schwankte und begann umzusinken, doch der erste Jäger packte ihn am Kragen seiner Tunika und schleuderte ihn auf seine Begleiter zu. Diese empfingen ihn auf ihre Weise und reichten ihn mit Knüffen und Püffen weiter, schlugen ihm mit Dolchgriffen auf den Kopf und in die Rippen, ließen ihn schließlich zu Boden sinken, traten ihn weiter, beutelten ihn wie eine Hundemeute.

Janarrl rührte sich nicht. Er beobachtete seine Tochter. Ihm war ihr erschrecktes Auffahren nicht entgangen, als der Junge auf der Lichtung erschien.

Jetzt sah er, wie sie sich mit zuckenden Lippen vorbeugte. Zweimal setzte sie zum Sprechen an. Ihr Pferd bewegte sich unruhig und wieherte. Schließlich ließ sie den Kopf hängen und wich, ein leises, ersticktes Schluchzen ausstoßend, langsam zurück.

Janarrl stieß ein befriedigtes Grunzen aus und rief: »Genug für jetzt. Bringt ihn her!«

Zwei Jäger schleppten den halb ohnmächtigen Jungen herbei, dessen graue Kleidung blutbespritzt war.

»Feigling«, sagte der Herzog. »Dieser Sport bringt dich nicht um. Man hat dich nur ein bißchen zart herumgestoßen zur Vorbereitung für andere Spiele. Aber ich vergaß, daß du nur ein pffiffiger Zauberlehrling bist, eine weibische Kreatur, die im Dunkel hinter dem Rücken anderer Leute ihre Zaubersprüche brabbelt und Flüche ausstößt – eine Memme, die Tiere tätschelt und den Wald entehrt. Pfui Teufel! Ich spucke dich an. Und doch wolltest du meine Tochter entehren und – hör mir zu, Zauberlehrling, sage ich!«

Und er beugte sich tief aus dem Sattel, ergriff den herabhängenden Kopf des Jungen am Haar und

zerrte ihn hoch. Der Junge begann wild mit den Augen zu rollen und zuckte mit einer heftigen Bewegung zurück, die die Jäger überraschte und Janarrl fast aus dem Sattel gerissen hätte.

Im gleichen Augenblick ertönte ein unheimliches Brechen und Scharren, gefolgt von schnellem Hufgetrappel.

Jemand schrie: »Achtung, Herr! O Götter, schützt den Herzog!«

Der verwundete Eber war auf die Füße gekommen und raste auf die Gruppe bei Janarrls Pferd zu.

Die Jäger hasteten durcheinander und griffen nach ihren Waffen.

Janarrls Pferd scheute und brachte seinen Reiter noch mehr aus dem Gleichgewicht. Der Eber donnerte wie eine blutbeschmierte Geistererscheinung vorüber. Janarrl fiel dem Tier fast auf den Rücken. Der Eber fuhr heftig herum, um einen Gegenangriff zu starten, und wich drei Speeren aus, die dicht neben ihm in den Boden dröhnten. Janarrl versuchte aufzustehen, doch einer seiner Füße war in einen Steigbügel verwickelt, und sein Pferd befreite sich mit einem Ruck und warf ihn wieder um.

Der Eber raste heran, doch da dröhnten andere Hufe auf. Ein zweites Pferd huschte an Janarrl vorüber, und ein sicher geführter Speer drang dicht neben dem Kopf des Ebers ein, riß eine tiefe Wunde. Das schwarze Ungeheuer wurde zurückgeworfen, hieb einmal mit seinen Hauern nach dem Speer, fiel schwer auf die Seite und lag still.

Daraufhin ließ Ivrian den Speer fahren. Der Arm, mit dem sie ihren Angriff geführt hatte, baumelte unnatürlich steif herab. Sie fiel im Sattel zusammen, um-

hing das Sattelhorn mit der anderen Hand.

Janarrl rappelte sich auf, bäugte seine Tochter und den Eber. Dann wanderte sein Blick langsam über die Lichtung.

Glavas Rhos Lehrling war verschwunden.

»Nord sei Süd, und Ost sei West, Tal sei Berg und Wasser fest. Schwindligkeit, die die Wege läßt. Blätter, Gräser tun den Rest.«

Maus murmelte durch geschwollene Lippen seinen Zauberspruch, als spräche er zu der Erde, auf der er lag. Seine Finger machten dabei kabbalistische Zeichen, und er nahm eine Prise grünes Pulver aus einem kleinen Beutel und schleuderte es mit einer schnellen Bewegung seiner Hand in die Luft, die ihn aufstöhnen ließ. »Wisse Tier, bist wohlgeborgen, Feind von Peitsch und Pfeilesbogen, frei seit allererstem Morgen. Weichet von mir, alle Sorgen!«

Nachdem der Zauberspruch vollendet war, blieb er still liegen, und die Schmerzen in seinem zerschundenen Körper ließen etwas nach. Er lauschte auf die Geräusche der Jagdgesellschaft, die sich langsam entfernte.

Sein Gesicht war in ein Grasbüschel gedrückt. Er sah, wie eine Ameise eifrig einen Grashalm erklimmte, zu Boden fiel und ihre Aufgabe unbeirrt erneut in Angriff nahm. Einen kurzen Augenblick hatte er das Gefühl, daß das winzige Insekt und er doch viel gemeinsam hatten. Er dachte an den schwarzen Eber, dessen unerwarteter Angriff ihm eine Fluchtchance geboten hatte, und einen seltsamen Moment lang empfand er auch diesem Tier gegenüber eine unheimliche Verbundenheit.

Vage dachte er an die Piraten, die ihm im Westen ans Leder gewollt hatten. Ihre fröhliche Wildheit war etwas völlig anderes gewesen als die zielbewußte Brutalität der janarrlschen Jäger.

Langsam stiegen Wut und Haß in ihm auf. Er sah die Götter Glavas Rhos, deren feierliche Gesichter weiß und höhnisch verzogen waren. Er vernahm die Worte der alten Gesänge, aber sie hatten plötzlich eine gänzlich neue Bedeutung.

Dann verschwanden diese Visionen, und er sah sich nur von einem Wirbel grinsender Gesichter und grausamer Hände umgeben. Irgendwo in all dem Durcheinander war auch das weiße schuldbewußte Gesicht eines Mädchens. Schwerter, Stöcke, Peitschen. Alles wirbelte durcheinander.

Und in der Mitte, wie die Nabe eines Rades, auf dem Männer gerädert werden, die breite stämmige Gestalt des Herzogs.

Was bedeuteten diesem Rad die Lehren Glavas Rhos? Es hatte ihn überrollt und zerdrückt. Was bedeutete Janarrl und seinen Günstlingen die Weiße Magie? Sie war für sie ein kostbares Pergament, das sie besudeln mußten. Magische Perlen, die in den Dreck getreten wurden. Gedanken großer Weisheit, die zerquetscht wurden, wie das Gehirn, das diese Gedanken gedacht hatte.

Aber da gab es noch eine andere Art Zauber. Einen Zauber, den ihm Glavas Rho verboten hatte, manchmal mit lächelndem Gesicht, doch nie ohne einen tiefen Ernst. Eine Magie, die Maus nur in Form von Hinweisen und Warnungen kennengelernt hatte. Die Magie, die von Tod und Haß und Schmerz und Verfall abstammte, die sich mit Giften und nächtlichem

Kreischen umtat, die aus der schwarzen Leere zwischen den Sternen herabrann, die – wie Janarrl selbst gesagt hatte – hinter dem Rücken der Leute in der Dunkelheit schwelte.

Es war, als wäre Maus' früheres Wissen – das Wissen um kleine Wesen und Sterne und wohltätige Zauberkräfte und die höflichen Regeln der Natur – urplötzlich in Flammen aufgegangen. Und die schwarze Asche nahm Leben an, begann sich zu rühren, und heraus kroch eine Vielzahl nächtlicher Gestalten. Herzlos, nur aus Haß und Schrecken bestehend, doch so lieblich von Angesicht wie schwarze Spinnen, die sich über ihr geometrisches Netz schwingen.

Wie schön es wäre, diesem Pack das Jagdhorn zu blasen! Es auf die Spur Janarrls zu setzen!

Tief in seinem Innern begann eine böse Stimme zu flüstern: »Der Herzog muß sterben. Der Herzog muß sterben.« Und er wußte, daß ihn diese Stimme so lange nicht mehr in Ruhe lassen würde, bis er das offenkundige Ziel erreicht hatte.

Eifrig richtete er sich auf, und ein stechender Schmerz durchfuhr ihn, als wäre eine Rippe gebrochen; er wunderte sich, daß er es überhaupt bis hierher geschafft hatte. Er biß knirschend die Zähne zusammen und stolperte über eine Lichtung. Als er wieder in den Schutz der Bäume getaucht war, zwang ihn der Schmerz auf alle viere herab. Noch ein kleines Stück kroch er weiter und brach dann zusammen.

Gegen Abend des dritten Tages nach der Jagd schlich sich Ivrian aus ihrem Turmzimmer, befahl dem Stall-

burschen, ihr ein Pferd zu satteln, und ritt durch den Fluß und den gegenüberliegenden Hang hinauf, bis sie das felsgeschützte Haus Glavas Rhos erreichte.

Das Chaos, das sie hier entdeckte, verhärtete die Züge ihres weißen Gesichtes noch mehr. Sie stieg ab und trat nahe an die verbrannte Ruine heran und begann zu zittern bei dem Gedanken, daß sie vielleicht die Leiche des Zauberers finden würde. Aber es war nichts zu sehen. Sie konnte erkennen, daß die Asche aufgewühlt war, als hätte jemand suchend darin herumgewühlt und sich Objekte herausgesucht, die der Gewalt der Flammen entkommen waren.

Absolute Stille herrschte.

Eine Erhebung am Rande der Lichtung fiel ihr auf, und sie ging darauf zu. Es war ein frisch aufgeworfenes Grab, und anstelle eines Grabsteins lag, von grauen Kieseln umgeben, ein kleiner flacher grünlicher Stein mit seltsamen eingekerbten Symbolen.

Plötzlich ertönte ein leises Geräusch aus dem Wald. Sie begann zu zittern und erkannte, daß sie schreckliche Angst hatte – Angst, die bis zu diesem Augenblick nur von ihrem Elend überschattet gewesen war.

Sie blickte auf und stieß einen erstickten Schrei aus, denn ein Gesicht starrte sie durch ein Loch zwischen den Blättern an. Es war ein wildes Gesicht, schmutzverkrustet und grasverschmiert, hier und dort noch mit getrocknetem Blut bedeckt, und von Bartstoppeln beschattet.

Dann erkannte sie es.

»Maus!« rief sie zögernd.

Die antwortende Stimme war ihr fremd.

»Du bist also zurückgekehrt, um das Unheil, das dein Verrat angerichtet hat, richtig auszukosten?«

»Nein, Maus, nein!« rief sie. »Das wollte ich nicht! Du mußt mir glauben.«

»Lügnerin! Es waren die Leute deines Vaters, die ihn umgebracht und das Haus niedergebrannt haben!«

»Aber das habe ich nicht von ihnen erwartet!«

»Nicht von ihnen erwartet – als ob das eine Entschuldigung wäre! Du fürchtest dich so sehr vor deinem Vater, daß du ihm alles sagen würdest. Du lebst ja ständig in Angst.«

»Nicht immer, Maus. Schließlich habe ich den Eber getötet.«

»Um so schlimmer – damit hast du das Tier umgebracht, das die Götter zur Bestrafung deines Vaters geschickt hatten.«

»Aber nicht wirklich ich habe den Eber getötet! Ich wollte damit nur angeben, als ich das eben sagte – ich dachte, du hättest es gern, wenn ich mutig bin. Ich erinnere mich nicht daran, wie ich den Speer führte. Mein Kopf war völlig leer. Ich glaube, meine tote Mutter hat mich in diesem Augenblick besessen und den Speer gelenkt.«

»Lügnerin und Wortverdreherin! Aber ich werde meine Meinung anders formulieren: Du lebst in Angst außer in den Momenten, wenn dich dein Vater zu einer mutigen Tat aufpeitscht. Ich hätte das längst erkennen und Glavas Rho vor dir warnen müssen. Aber ich hatte so meine Träume, was dich betraf.«

»Du hast mich immer Mäuschen genannt«, sagte sie schwach.

»Aye, und wir spielten das Mäuschenspiel und vergaßen dabei daß es auch Katzen auf der Welt gibt. Und während ich dann fort war, hast du dich durch

Peitschenhiebe dazu bringen lassen, Glavas Rho an deinen Vater zu verraten!«

»Maus, verdamme mich nicht!« Ivrian schluchzte. »Ich weiß, daß mein Leben bisher nur aus Angst bestanden hat. Seit meiner Kindheit hat mein Vater mich zu der Überzeugung zwingen wollen, daß Grausamkeit und Haß die einzigen Gesetze des Universums sind. Er hat mich gefoltert und gequält. Es gab niemanden, an den ich mich wenden konnte, bis ich eines Tages Glavas Rho kennenlernte und erfahren mußte, daß das Universum auch Gesetze der Sympathie und Liebe kennt, denen sich sogar der Tod und die Haßgefühle unterordnen.

Aber jetzt ist Glavas Rho tot, und ich bin verängstigt und einsamer als je zuvor. Ich brauche deine Hilfe, Maus. Du hast von Glavas Rho gelernt. Du kennst seine Lehren. Komm und hilf mir!«

Sein höhnisches Gelächter klang hoch und schrill. »Ich soll herauskommen und mich verraten lassen? Ich soll mich wieder durchprügeln lassen, während du zuschaust? Ich soll deiner süßen Stimme lauschen, während die Jäger deines Vaters herankriechen? Nein, ich habe andere Pläne.«

»Pläne?« fragte sie. Ihre Stimme klang gepreßt. »Maus, dein Leben ist in Gefahr, wenn du länger hier verweilst. Die Männer meines Vaters haben sich geschworen, dich sofort umzubringen, wenn sie dich erwischen. Ich würde vor Kummer sterben, wenn sie dich bekämen. Zögere nicht, geh fort von hier. Nur mußt du mir vorher noch sagen, daß du mich nicht haßt.«

Und sie machte einen Schritt auf ihn zu.

Wieder erklang sein höhnisches Gelächter.

»Du bist meines Hasses nicht würdig«, kamen die verletzenden Worte. »Ich habe nur Verachtung für deine feige Schwäche. Glavas Rho hat zuviel von der Liebe gesprochen. Es gibt Gesetze des Hasses in diesem Universum, denen sich selbst die Liebe beugen muß, und es wird Zeit, daß ich sie für mich nutze.

Komm mir nicht näher. Ich habe nicht die Absicht, dir meine Pläne zu verraten, auch nicht meine neuen Verstecke. Aber eins kann ich dir sagen, und hör mir gut zu. Die Qualen deines Vaters beginnen in sieben Tagen.«

»Die Qualen meines Vaters ...? Maus, Maus, hör mich an! Ich möchte mehr von dir wissen als nur Glavas Rhos Lehren. Ich möchte überhaupt mehr über Glavas Rho wissen. Mein Vater machte eine Andeutung, daß er meine Mutter gekannt hat und ich vielleicht sogar seine Tochter bin.«

Diesmal herrschte ein kurzes Schweigen, ehe das spöttische Gelächter erneut aufklang. »Gut, gut! Es macht mir Spaß, daß der alte Weißbart doch ein wenig vom Leben gehabt hat, ehe er so überaus weise wurde. Ich hoffe wirklich, daß er deine Mutter ins Heu geführt hat. Das würde seinen Edelmut erklären. Wo es soviel Liebe gab – Liebe für jedes einzelne Geschöpf –, da muß vorher doch Lust und Schuld gesteckt haben.

Aus dieser Begegnung – und all dem Bösen, das deine Mutter bewegte – erstand seine Weiße Magie. Es stimmt! Schuld und Weiße Magie – Seite an Seite –, und die Götter lügen nie! Was dich zur Tochter Glavas Rhos macht, die ihren eigenen Vater dem gierigen Feuer überantwortete.«

Und damit war sein Gesicht verschwunden, und

die Blätter rahmten ein dunkles Loch.

Sie stolperte hinter ihm in den Wald und rief: »Maus, Maus!« Und sie versuchte, dem leiser werdenden Gelächter zu folgen. Aber die Laute erstarben nach einiger Zeit, und sie fand sich in einer dämmerigen Schlucht wieder und machte sich klar, wie böse das Gelächter geklungen hatte, als ob er den Tod aller Liebe belachte oder vielleicht ihre Fehlgeburt.

Dann wurde sie von Panik ergriffen und floh durch das Unterholz zurück, während Dornen und Zweige ihr über das Gesicht peitschten, und sie hielt erst inne, als sie die Lichtung wieder erreicht hatte. Gleich darauf galoppierte sie durch die Abenddämmerung, von tausend Ängsten bedrängt, vor allem von dem krankmachenden Gedanken, daß es auf der ganzen Welt keine einzige Seele gab, die sie nicht haßte und verachtete.

Die Festung schien sich wie ein häßliches Monstrum über sie zu ducken, und als sie durch das große Tor in den Hof galoppierte, hatte sie das Gefühl, von dem Ungeheuer ein für allemal verschlungen zu werden.

Am Abend des siebenten Tages, als im großen Festsaal das Essen aufgetragen war, begleitet von lauten Gesprächen, vom Knirschen der Knochen und vom Klirren des Silbergeschirrs, unterdrückte Janarrl einen Schmerzscrei und fuhr sich mit der Hand an das Herz.

»Es ist nichts«, sagte er einen Augenblick später zu dem schmalgesichtigen Günstling an seiner Seite. »Gib mir einen Kelch Wein. Das vertreibt den Schmerz.«

Aber er sah bleich und nicht recht gesund aus, und er aß wenig von dem Fleisch, das in großen dampfenden Scheiben herangetragen wurde. Sein Blick fuhr unstet um den Tisch und richtete sich schließlich auf seine Tochter.

»Starr mich nicht so unglücklich an, Mädchen!« rief er. »Man könnte ja meinen, du hast mir den Wein vergiftet und wartest jetzt, daß mir die roten Flecken auf dem Gesicht erscheinen. Oder rote, schwarzumrandete.«

Diese Bemerkung wurde von den Anwesenden an der Tafel mit großem Gelächter quittiert, was dem Herzog zu gefallen schien, denn er riß sich einen Fasanenflügel ab und begann hungrig darauf herumzukauen, doch im nächsten Augenblick stieß er erneut einen Schmerzensschrei aus, lauter als das erstemal, fuhr auf, stolperte vor und zurück, griff sich verkrampft an die Brust und stürzte vornüber auf den Tisch, wo er sich vor Schmerz zu winden begann.

»Der Herzog ist krank«, sagte der schmalgesichtige Mann unnötigerweise, nachdem er sich über ihn gebeugt hatte. »Tragt ihn zu Bett. Einer soll sein Hemd lockern. Er schnappt nach Luft.«

Ein erregtes Flüstern lief den Tisch hinauf und hinab. Als die große Tür seiner Privaträume für den Herzog geöffnet wurde, beunruhigte ein kalter Lufthauch die Fackeln und ließ ihr Feuer blau werden, so daß die Halle ringsum plötzlich von Schatten erfüllt war. Dann flammte eine Fackel wie ein Stern weißhell auf und offenbarte das Gesicht eines Mädchens.

Ivrian spürte, wie die anderen mit mißtrauischen Blicken und zweifelndem Murmeln von ihr abrückten, als glaubten sie plötzlich, der Herzog habe die

Wahrheit gesprochen. Sie blickte nicht auf. Nach einer Weile kam jemand und sagte ihr, der Herzog wolle sie sehen. Wortlos stand sie auf und folgte dem Boten.

Das Gesicht des Herzogs war grau und schmerzzerfurcht, doch er hatte sich in der Gewalt, wenn sich auch mit jedem Atemzug seine zuckende Hand so fest um den Bettrand krampfte, daß seine Knöchel weiß hervortraten. Er saß aufgerichtet im Bett, zahlreiche Kissen im Rücken, und trug einen Pelzumhang, und rings um sein Bett waren hohe Feuergerüste aufgereiht, die eine große Wärme ausstrahlten. Trotzdem war er von innerer Kälte geschüttelt.

»Komm her, Mädchen!« befahl er mit leiser, mühsamer Stimme, die zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hindurchzischte. »Du weißt, was geschehen ist. Das Herz tut mir weh, als wäre ein Feuer darunter angezündet, und doch ist meine Haut von Eis umschlossen. Ich spüre einen Schmerz in den Gelenken, als würden mir lange Nadeln ins Mark gesteckt.

Das ist Zauberwerk!«

»Zweifellos, Zauberwerk«, wiederholte Giscorl, der schmalgesichtige Günstling, der am Kopfende des Bettes stand. »Und wir brauchen auch nicht herumzurätseln, wer dafür verantwortlich ist! Dieser junge Schleicher, den du vor zehn Tagen nicht schnell genug getötet hast! Wir haben gehört, daß er sich in den Wäldern herumtreibt und mit ... mit gewissen Wesen spricht«, fügte er hinzu und bäugte Ivrian mit mißtrauisch zusammengezogenen Augen.

Eine Schmerzwooge überlief den Herzog. »Ich hätte den Welpen tottreten sollen«, stöhnte er. Dann fiel

sein Blick wieder auf Ivrian. »Hör mal, Mädchen, man hat dich im Wald gesehen, dort, wo der alte Zauberer getötet wurde. Man glaubt, daß du mit dem Jungen gesprochen hast.«

Ivrian fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, versuchte etwas zu sagen und schüttelte schließlich nur den Kopf. Sie spürte den stechenden Blick ihres Vaters, der ihr Geheimnis zu ergründen versuchte. Dann kamen seine Finger auf sie zu und verkrampften sich in ihr Haar.

»Ich glaube, daß du dich mit ihm verschworen hast!« Sein Flüstern war wie ein Messerstich. »Du hilfst ihm bei seinem bösen Treiben, hilfst ihm, mir das anzutun. Gib es zu! Gib es zu!«

Und er drückte ihre Wange gegen das neben ihr stehende Feuergestell, daß ihr Haar zu qualmen anfing und ihr »Nein!« zu einem zitternden Schrei wurde. Das Feuergestell schwankte, und Giscorl griff mit schneller Hand zu. Durch Ivrians Schrei fauchte der Herzog: »Meine Mutter hat einmal rotglühende Kohlen in die Hand genommen, um ihre Ehre unter Beweis zu stellen!«

Eine geisterhafte Flamme lief an Ivrians Haar entlang. Der Herzog riß sie vom Feuer zurück und ließ sich wieder in die Kissen sinken.

»Schickt sie fort«, flüsterte er schließlich kaum hörbar; jedes Wort schien ihm Mühe zu machen. »Sie ist ein Feigling und würde es nicht einmal wagen, mir etwas anzutun. Aber du mußt mehr Leute in die Wälder schicken, Giscorl. Sie sollen weiter nach dem Burschen jagen. Sie müssen ihn vor Morgengrauen haben, oder der Widerstand gegen den Schmerz überwältigt mich!«

Mit knapper Bewegung winkte Gisorl das Mädchen zur Tür. Sie wich vor ihm zurück und schlich, gegen die Tränen ankämpfend, aus dem Zimmer. In ihrer Wange pochte der Schmerz. Sie sah nicht das seltsam berechnende Lächeln, mit der der falkengesichtige Mann ihr nachblickte.

Ivrian stand am schmalen Fenster ihres Zimmers und beobachtete die kleinen Reitertrupps, die ständig in der Burg aus und ein gingen; ihre Fackeln schimmerten wie Glühwürmchen in den Wäldern. Überall in der Festung herrschte eine geheimnisvolle Geschäftigkeit. Selbst das Mauerwerk schien von seltsamem Leben erfüllt, als ob es die Qualen seines Herrn teilte.

Sie fühlte sich zu einem bestimmten Punkt dort draußen in der Dunkelheit hingezogen. Ein Gedanke ließ sie nicht mehr los, eine Erinnerung an Glavas Rho, der ihr eines Tages an einem Hang eine kleine Höhle gezeigt und ihr gesagt hatte, daß das ein böser Ort wäre, wo in grauer Vergangenheit manch schlimmer Zauber ausgesprochen worden sei. Ihre Fingerspitzen betasteten die halbkreisförmige Wunde an ihrer Wange und den dunklen Streifen in ihrem Haar.

Schließlich wurden ihre Unruhe und der seltsame Drang übermächtig. Sie zog sich im Dunkeln an und öffnete langsam ihre Zimmertür. Auf dem Korridor schien im Augenblick niemand zu sein. Sie hastete los, dicht an die Wand geduckt, und huschte die ausgetretenen Steinstufen hinab.

Bei dem Geräusch näherkommender Schritte duckte sie sich in eine Nische. Gleich darauf kamen

zwei Jäger vorüber, die mit düsterem Gesicht auf die Gemächer des Herzogs zuhielten. Sie waren über und über mit Staub bedeckt und steif vom langen Reiten.

»In der Schwärze kann ihn niemand finden«, murkte einer der beiden. »Es ist, als wollte man in einem dunklen Keller eine Ameise suchen.«

Der andere nickte. »Und Zauberer können die Landschaft verändern und dafür sorgen, daß Pfade im Kreise führen, so daß alle Suchenden ganz verwirrt werden.«

Sobald sie vorüber waren, hastete Ivrian in den großen Festsaal, der jetzt dunkel und verlassen dalag, und durch die Küche mit ihren großen Backsteinherden und den riesigen Kupferkesseln, die im Schatten schimmerten.

Draußen im Hof zischten die Fackeln, und es herrschte das lebhafte Treiben von Stallknechten, die frische Pferde brachten oder erschöpfte Tiere davonführten.

Sie vertraute auf ihr Jägerkostüm. Sie hielt sich im Schatten und arbeitete sich langsam zu den Ställen vor. Ihr Pferd bewegte sich unruhig und schnaubte, als sie zu ihm in die Box glitt, beruhigte sich jedoch beim Klang ihrer leisen Stimme sofort.

Eine Minute später war es gesattelt, und sie führte es durch den Hinterausgang ins Freie. Hier schienen keine Suchgruppen in der Nähe zu sein, und sie stieg auf und trabte auf den Wald zu.

In ihrem Innern herrschte ein Durcheinander von tausend Ängsten. Sie vermochte sich nicht zu erklären, wie sie überhaupt den Mut zu diesem Ausflug aufgebracht hatte, abgesehen von der Anziehungskraft, die dieser seltsame Ort auf sie ausübte – jene Höhle, vor der Glavas Rho sie gewarnt hatte.

Als der Wald sie umging, hatte sie plötzlich das Gefühl, sich den Kräften der Dunkelheit zu ergeben und die düstere Festung und ihre grausamen Bewohner für immer hinter sich zu lassen. Die Blätterdecke über ihr ließ nur vereinzelte Sterne durchscheinen. Sie lenkte ihr Pferd mit leichtem Zügel und vertraute darauf, daß es sie auf kürzestem Wege zu ihrem Ziel führte. Und sie hatte sich nicht getäuscht, denn kaum eine halbe Stunde später erreichte sie eine flache Schlucht, die an der gesuchten Höhle vorüberführte.

Zum erstenmal wurde ihr Pferd jetzt unruhig. Es stockte, stieß ein leises, angstvolles Wiehern aus und versuchte, auf dem Wege durch die Schlucht wiederholt auszubrechen. Sie kam nur noch langsam voran. Schließlich wollte das Tier überhaupt nicht mehr weiter. Es hatte die Ohren angelegt und zitterte am ganzen Körper.

Ivrian stieg ab und setzte ihren Weg zu Fuß fort. Der Wald war ungeheuer still, als wären alle Tiere und Vögel – und auch die Insekten – verschwunden. Die Dunkelheit vor ihr war fast greifbar, als bestünde sie, zum Greifen nahe, aus Backsteinen.

Dann wurde sich Ivrian eines grünen Schimmers bewußt, zuerst nur vage und schwach wie der Geisterschimmer einer Aura. Langsam wurde er heller, und als das Blattwerk zwischen ihr und der Erscheinung dünner wurde, begann er zu flackern. Plötzlich befand sie sich unmittelbar davor – vor einer dicken, schweren, düsteren Flamme, die nicht fröhlich tanzte, sondern sich nur hin und her wand. Wenn grüner Schleim zu Feuer werden konnte, mochte er so aussehen. Die Flamme brannte im Eingang einer flachen Höhle.

Da entdeckte sie neben der Flamme das Gesicht des Lehrlings von Glavas Rho, und bei dem Anblick überfiel sie ein Gefühl des Schmerzes und des Mitleids.

Das Gesicht schien nichts Menschliches mehr zu haben, eine grüne Maske der Qual. Die Wangen waren eingefallen, die Augen starrten unnatürlich wild; es war sehr bleich und überzogen von kaltem Schweiß, der eine ungeheure innere Anstrengung erkennen ließ.

Unsägliches Elend stand in diesem Gesicht geschrieben, doch auch große Macht – Macht über die gewaltigen, zuckenden Schatten, die sich um die grüne Flamme zu drängen schienen, Macht über die Kräfte des Hasses, die hier in den Kampf geschickt wurden. In regelmäßigen Abständen bewegten sich die gesprungenen Lippen, und die Arme und Hände machten bestimmte Gesten.

Ivrian glaubte die sanfte Stimme Glavas Rhos Worte wiederholen zu hören, die er einmal vor Maus und ihr geäußert hatte: »Niemand kann die Schwarze Magie einsetzen, ohne die Seele auf das äußerste anzustrengen – und sie mit in die Waagschale werfen. Niemand kann andere Leute leiden lassen, ohne in gleicher Weise mit zum Opfer zu werden. Niemand kann durch Zaubersprüche Tod säen, ohne selbst am Abgrund des Todes zu schreiten, und, aye, sein eigenes Blut mit hineintropfen zu lassen.

Die Kräfte der Schwarzen Magie sind wie zweischneidige vergiftete Schwerter, deren Griffe mit Skorpionstacheln besetzt sind. Nur ein starker Mann mit ledernem Handschuh, in dem der Haß und das Böse übermächtig sind, vermag sie zu führen, und

auch er nur eine gewisse Zeit lang.«

In Maus' Gesicht erkannte Ivrian jetzt die Wahrheit dieser Worte. Langsam bewegte sie sich näher heran, wie in einem Alptraum einen Schritt vor den anderen setzend.

Sie wurde sich schattenhafter Wesen bewußt, als ob sie sich durch Vorhänge aus Spinnweben einen Weg bahnen müßte. Sie kam so nahe heran, daß sie die Hand hätte ausstrecken und ihn berühren können – trotzdem bemerkte er sie nicht, als ob sein Geist jenseits der Sterne schwebte und dort draußen mit der Schwärze kämpfte.

Dann brach ein Zweig unter ihrem Fuß. Maus sprang mit erschreckender Schnelligkeit auf. Er ergriff sein Schwert und stürzte sich auf den Eindringling. Doch als seine Klinge noch eine Handbreit von Ivrians Kehle entfernt war, hielt er mühsam inne. Er starrte sie mit gebleckten Zähnen an. Obwohl er seinen Hieb abgebremst hatte, schien er sie gar nicht zu erkennen.

In diesem Augenblick strich ein mächtiger Windstoß aus der Höhlenöffnung, ein seltsamer Wind, der Schatten mit sich brachte. Das grüne Feuer wurde kleiner, leckte hastig an den Scheiten entlang, die seine Nahrung waren, und erlosch fast.

Dann hörte der Wind auf, und die zähe Dunkelheit hob sich, um von einem bleichen Licht ersetzt zu werden, das das Nahen der Dämmerung ankündete. Die Flamme wurde gelb. Der Zauberlehrling taumelte, und das Schwert fiel ihm aus der Hand.

»Warum bist du gekommen?« fragte er mit schwerer Zunge.

Sie sah, daß sein Gesicht von Hunger und Haß

verwüstet war, daß seine Kleidung von zahlreichen Nächten zeugte, die er wie ein Tier im Wald verbracht hatte. Und sie erkannte plötzlich, daß sie die Antwort auf seine Frage wußte.

»O Maus«, flüsterte sie, »laß uns gemeinsam von hier fortgehen. Hier herrscht nur der Schrecken.« Er schwankte, und sie stützte ihn. »Nimm mich mit, Maus!« sagte sie.

Er starrte sie stirnrunzelnd an. »Du haßt mich also nicht, weil ich deinem Vater das angetan habe? Oder weil ich die Lehren Glavas Rhos so übel genützt habe?« fragte er verwirrt. »Du fürchtest dich nicht vor mir?«

»Ich fürchte mich vor allem«, flüsterte sie und klammerte sich an ihn. »Ja, ich fürchte mich auch vor dir, sehr sogar. Aber diese Angst mag sich eines Tages geben. O Maus, nimmst du mich mit – nach Lankhmar oder an das Ende der Welt?«

Er nahm sie bei den Schultern. »Ich habe davon geträumt«, sagte er langsam. »Aber du ...?«

»Lehrling Glavas Rhos!« donnerte eine triumphierende Stimme. »Ich verhafte dich im Namen Herzog Janarrls wegen der Zaubertricks, die du mit der Gesundheit des Herzogs angestellt hast!«

Vier Jäger sprangen mit gezogenen Schwertern aus dem Unterholz, gefolgt von Gisorl.

Maus stürmte ihnen entgegen, und die Leute des Herzogs mußten schnell erkennen, daß sie es diesmal nicht mit einem wutgeblendeten Jüngling zu tun hatten, sondern mit einem überlegenen Schwertkämpfer. Seine primitive Klinge schien von einem Zauber erfüllt. Mit wohlberechnetem Stoß fegte er den Arm des ersten Angreifers beiseite, entwaffnete

den zweiten mit einer plötzlichen Wendung seiner Klinge, und erwehrte sich überlegen der anderen beiden, wobei er langsam zurückwich.

Doch weitere Jäger traten aus dem Wald und bildeten langsam einen Kreis. Maus kämpfte mit größter Intensität und ließ keinen Hieb unbeantwortet, doch die Übermacht seiner Gegner war einfach zu groß. Sie banden ihm die Arme fest und zerrten ihn auf die Füße. Er blutete aus einer Wunde im Gesicht, doch er trug den Kopf hoch. Seine blutunterlaufenen Augen richteten sich auf Ivrian:

»Ich hätte es wissen müssen«, sagte er leise, »daß du nach dem Verrat an Glavas Rho nicht ruhen würdest, bis du auch mich verraten hattest. Du hast gute Arbeit geleistet, Mädchen. Ich nehme an, mein Tod wird dir Freude bereiten.«

Giscorl lachte. Maus' Worte trafen Ivrian wie Peitschenhiebe. Sie vermochte ihm nicht in die Augen zu schauen. Sie bemerkte einen Reiter hinter Giscorl und erblickte ihren Vater. Sein gewaltiger Körper war schmerzverkrümmt. Sein Gesicht war eine Totenmaske.

Es kam ihr wie ein Wunder vor, daß er sich überhaupt im Sattel halten konnte.

»Schnell, Giscorl!« krächzte er.

Sein schmalgesichtiger Helfer schnüffelte bereits wie ein gehorsamer Spürhund im Höhleneingang herum. Er stieß einen befriedigten Schrei aus und nahm eine kleine Figur von einem Felsvorsprung über dem Feuer, das er sofort austrat. Er behandelte die Figur mit einer Vorsicht, als wäre sie aus Spinnweben gemacht. Als er an Ivrian vorbeikam, sah sie, daß es sich um eine Tonpuppe handelte, die etwa so

hoch wie breit war, in braune und gelbe Blätter gehüllt, und daß ihre Gesichtszüge ein grobes Abbild des Gesichts ihres Vaters darstellten. Die Puppe war an mehreren Stellen von Knochennadeln durchdrungen.

»Das ist das Ding, o Herr«, sagte Giscorl und hielt es in die Höhe, doch der Herzog erwiderte nur:

»Schnell, Giscorl!«

Der Mann machte Anstalten, die größte Nadel herauszuziehen, die durch den Oberkörper der Puppe führte, doch der Herzog keuchte schmerzerfüllt und rief: »Vergiß den Balsam nicht!« Woraufhin Giscorl mit den Zähnen ein Fläschchen entkorkte und vorsichtig eine sirupartige Flüssigkeit über die Puppe goß.

Der Herzog seufzte erleichtert auf. Dann zog Giscorl sehr langsam die langen Nadeln heraus, eine nach der anderen, und mit jeder Nadel piff der Atem des Herzogs, und er schlug sich mit der Hand an die Schulter oder den Schenkel, als würden die Nadeln aus seinem Körper entfernt. Als die letzte herausgezogen war, saß er lange Zeit zusammengesunken im Sattel.

Er sah schließlich auf, und es war eine erstaunliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein Gesicht hatte wieder Farbe bekommen, und die Linien des Schmerzes waren verschwunden, und seine Stimme war laut und klar.

»Führt den Gefangenen in unsere Festung, wo er seinen Urteilsspruch zu erwarten hat!« rief er. »Sei dies eine Warnung für alle, die in unserem Gebiet Zauberei praktizieren wollen! Giscorl, du hast dich als treuer Diener erwiesen.« Sein Blick fiel auf Ivrian.

»Du hast zu oft mit der Hexerei gespielt, Mädchen, und brauchst andere Ablenkung. Zunächst wirst du der Bestrafung beiwohnen, die ich diesem verdorbenen Zauberlehrling zudenken werde.«

»Eine kleine Strafe, o Herzog!« rief Maus. Man hatte ihn in einen Sattel gehoben und seine Beine unter dem Leib des Pferdes zusammengebunden. »Halt mir deine stinkende, spionierende Tochter vom Leibe. Und laß sie nicht meinen Schmerz sehen.«

»Gebt ihm einen Streich auf den Mund!« befahl der Herzog. »Ivrian, du reitest dicht hinter ihm – ich befehle es.«

Langsam ritt die kleine Kavalkade durch die aufsteigende Dämmerung auf die Festung zu. Man hatte Ivrian ihr Pferd gebracht, und sie nahm befehlsgemäß ihre Position ein, in einem Alptraum des Elends und der Niedergeschlagenheit befangen.

Ihr ganzes Leben schien sich auf einmal vor ihr auszubreiten – Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft –, und es bestand nur aus Angst, Einsamkeit und Schmerz. Selbst die Erinnerung an ihre Mutter, die gestorben war, als sie noch ein kleines Mädchen war, trug einen Hauch von Panik in ihr Herz: eine kühne, schöne Frau, die stets eine Peitsche in der Hand trug und die selbst ihr Vater gefürchtet hatte. Ivrian wußte noch, daß bei der Nachricht der Dienerschaft, ihre Mutter habe sich bei einem Sturz vom Pferd das Genick gebrochen, ihr einziges Gefühl in der Angst bestanden hatte, man könne sie anlügen, und das alles wäre ein neuer Trick ihrer Mutter, um sie wieder aus dem Gleichgewicht zu bringen, und die Strafe würde bald folgen.

Vom Tage des Todes ihrer Mutter an hatte ihr Va-

ter sie mit einer seltsam perversen Grausamkeit behandelt. Vielleicht lag es an seiner Enttäuschung, keinen Sohn zu haben, daß er sie wie einen feigen Jungen anstatt wie ein Mädchen schalt und daß er seine niedrigsten Untergebenen ermunterte, sie zu quälen – von den Zimmermädchen, die ihr des Nachts als Gespenster erschienen, bis zu den Küchenfräulein, die ihr Frösche in die Milch und Nesseln in den Salat taten.

Manchmal hatte sie aber das Gefühl, daß Wut über ihr Geschlecht eine zu schwache Erklärung für die Grausamkeiten ihres Vaters war, daß er sich vielmehr in Ivrian an seiner toten Frau rächen wollte, die er gewiß gefürchtet hatte und die noch immer sein Leben beeinflusste, denn er hatte nicht wieder geheiratet oder auch nur offen eine Mätresse genommen.

Oder vielleicht war doch etwas Wahres an dem, was er über ihre Mutter und Glavas Rho gesagt hatte – nein, bestimmt war das ein Phantasiegebilde, aus Wut geboren. Oder vielleicht ging es darum, daß er – wie er ihr manchmal gesagt hatte – bemüht war, sie dem böartigen und blutdürstigen Beispiel ihrer Mutter nacheifern zu lassen, daß er sich wünschte, seine gehaßte und bewunderte Frau in der Person ihrer Tochter wiedererstehen zu sehen, und daß er an der Brüchigkeit des Materials, mit dem er arbeitete, und an dem grotesken Versuch ein seltsam verqueres Vergnügen fand.

Dann hatte sie bei Glavas Rho einen Unterschlupf gefunden. Als sie dem weißbärtigen alten Mann auf ihren einsamen Waldwanderungen zum erstenmal begegnete, war er gerade dabei, das gebrochene Bein eines Fauns zu richten, und er hatte ihr leise von der

Freundlichkeit in der Welt und der Verwandtschaft allen tierischen und menschlichen Lebens erzählt. Und Tag um Tag war sie wiedergekommen und hatte zugehört, wie ihre vagen Intuitionen als große Wahrheiten enthüllt wurden, hatte eine Zuflucht gefunden in seinem großen Herzen ... und sie hatte ihre schüchterne Freundschaft mit dem schlaunen kleinen Lehrling des Zauberers ausgekostet.

Doch jetzt war Glavas Rho nicht mehr am Leben, und Maus hatte den Spinnenweg genommen – oder den Schlangenpfad oder Katzentritt, wie der alte Zauberer die Böse Magie manchmal genannt hatte.

Sie blickte auf und sah Maus ein Stück schräg vor sich reiten, die Hände auf dem Rücken gefesselt, Kopf und Körper nach vorn geneigt. Das Gewissen schlug ihr, denn sie wußte, daß sie an seiner Gefangennahme schuld war. Aber schlimmer als das Gewissen war der Schmerz um eine verpaßte Gelegenheit, denn dort vor ihr, zum Untergang verurteilt, ritt der einzige Mann, der sie vor ihrem Leben hätte bewahren können.

Eine schmale Stelle auf dem Pfad brachte sie dicht neben ihn. Sie sagte hastig und beschämt: »Wenn ich irgend etwas für dich tun kann, damit du mir ein wenig vergibst ...«

Der Blick, den er ihr von der Seite zuwarf, war scharf, abschätzend und überraschend munter. »Vielleicht kannst du das«, murmelte er leise, damit die Jäger weiter vorn ihn nicht hören konnten. »Wie du sicher weißt, wird mich dein Vater zu Tode foltern. Er wird von dir verlangen, daß du zusiehst. Tu das. Halt die Augen die ganze Zeit auf mich gerichtet. Setz dich dicht neben deinen Vater. Lege ihm deine

Hand auf den Arm. Aye, und küß ihn auch. Vor allem laß dir keine Angst und auch keinen Widerwillen anmerken. Sei eine Marmorstatue. Sieh zu, bis alles vorüber ist.

Noch etwas – wenn du kannst, mußt du ein Kleid deiner Mutter tragen, oder wenn du kein Kleid findest, irgendeinen Schmuck von ihr.« Er lächelte sie dünn an. »Wenn du das tust, habe ich wenigstens den Trost, dich leiden zu sehen – wirklich leiden!«

»Keine Zaubersprüche da!« rief plötzlich einer der Jäger und zerrte Maus' Pferd von Ivrians Seite.

Das Mädchen schwankte im Sattel, als wäre es geschlagen worden. Sie hatte gedacht, ihr Elend könnte nicht noch größer werden, doch Maus' Worte hatten sie noch eine weitere letzte Stufe der Dunkelheit und Bedrückung hinabgestoßen. In diesem Augenblick kam die Kavalkade ins Freie, und die Festung ragte querab auf – ein gewaltiger zackiger Umriß im Sonnenaufgang.

Nie zuvor war sie ihr so sehr wie ein häßliches Ungeheuer vorgekommen. Ivrian hatte das Gefühl, daß die hohen Burgtore der Schlund des Todes waren.

Als Janarrl die Folterkammer im Tiefkeller seiner Festung betrat, überlief ihn eine heiße Woge freudiger Erwartung, wie immer dann, wenn sich er und seine Jäger zum letzten Zustoßen um ein gestelltes Tier scharren. Doch mit der Freude kam auch ein leiser Tropfen Angst. Seine Gefühle waren ein wenig mit denen eines heißhungrigen Mannes vergleichbar, der zu einem gewaltigen Festmahl eingeladen wird, den aber eine Wahrsagerin vor einem Giftanschlag gewarnt hat.

In seinen Gedanken verfolgte ihn das fiebrig-verängstigte Gesicht des Mannes, der von dem halb zerfallenen Bronzeschwert des Zauberlehrlings am Arm verletzt wurde. Sein Blick begegnete dem des Jünglings, dessen halbnackter Körper – zunächst noch ohne Anspannung – auf der Streckbank lag, und Janarrls Herz begann schneller zu schlagen. Sie waren zu forschend, diese Augen, zu kalt und drohend, zu sehr von Zauberei bestimmt.

Er sagte sich aufgebracht, daß ein wenig Schmerz diesen Blick bald verändern würde, daß angesichts der aussichtslosen Lage bald Panik in diese Augen steigen mußte. Er sagte sich auch, daß es ganz natürlich war, nach den Schrecknissen des gestrigen Abends noch etwas nervös zu sein, nach den magischen Spielereien, die ihn fast das Leben gekostet hatten.

Doch tief im Innern wußte er, daß die Angst ihn nicht mehr loslassen würde – Angst vor allem und jedem; vor etwas, das eines Tages stärker sein mochte als er; das ihm weh tun mochte, so wie er anderen weh getan hatte; Angst vor den Toten, denen er nachgestellt hatte und die jetzt seinem Zugriff entzogen waren; Angst vor seiner toten Frau, die tatsächlich stärker und grausamer gewesen war als er und die ihn bei tausend Gelegenheiten erniedrigt hatte – Gelegenheiten, an die nur er sich noch erinnerte.

Aber er wußte auch, daß bald seine Tochter hier sein würde und daß er dann seine Angst auf sie abladen konnte; indem er sie zur Angst zwang, vermochte er seinen eigenen Mut zurückzugewinnen, wie er es schon unzählige Male getan hatte.

Selbstbewußt setzte er sich also und gab den Be-

fehl, mit der Folterung zu beginnen.

Als das große Rad knackte und die ledernen Fesseln um Maus' Arm- und Fußgelenke ein wenig anzuziehen begannen, fühlte er sich von hilfloser Panik ergriffen, die seinen ganzen Körper erfaßte. Diese Panik konzentrierte sich auf seine Gelenke – jene kleinen Knochenscharniere, die normalerweise aller Gefahr entrückt sind. Noch verspürte er keinen Schmerz. Sein Körper wurde nur etwas gestreckt.

Die niedrige Decke hing über seinem Gesicht. Das flackernde Licht der Fackeln legte Schatten in die Vertiefungen zwischen den Steinen und hinter die verstaubten Spinnennetze. Zu seinen Füßen konnte er den oberen Teil des Rades und die beiden großen Hände sehen, die in die Speichen griffen und sie mühelos herumdrehten, sehr langsam und in Intervallen von zwanzig Herzschlägen.

Wenn er den Kopf zur Seite wandte, war die große Gestalt des Herzogs sichtbar – nicht so breit wie die Puppe, die er von ihm gemacht hatte, aber doch ziemlich massig. Er saß in einem geschnitzten Holzstuhl, zwei bewaffnete Männer neben sich. Seine braunen Hände, mit glitzernden Juwelenringen besetzt, ruhten auf den Knöpfen der beiden Seitenlehnen. Die Füße hatte er gegen den Boden gestemmt und die Zähne zusammengebissen. Nur in seinen Augen zeigten sich Spuren von Unruhe und Verletzlichkeit. Ihr Blick wanderte immer wieder hin und her – schnell und gleichmäßig wie die beweglichen Augen einer Puppe.

»Meine Tochter müßte längst hier sein«, hörte er den Herzog jäh mit tonloser Stimme sagen. »Sagt ihr,

sie soll sich beeilen. Sie darf nicht zu spät kommen.«

Einer der Männer eilte aus dem Raum.

Dann begann der Schmerz zu zwacken, zunächst unzusammenhängend am Unterarm, im Rücken, am Knie, dann in der Schulter.

Mit Mühe wahrte Maus seinen Gesichtsausdruck. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die Gesichter ringsum und musterte sie in allen Einzelheiten, als wären sie ein Bild; er bemerkte die Lichtreflexionen auf den Wangenknochen und in den Augen und Bärten, er nahm ihre Schatten wahr, die im Rhythmus des Fackelfeuers schwankten.

Dann vergingen die niedrigen Wände um ihn, und als ob es plötzlich keine Entfernungen mehr gab, sah er die ganze weite Welt da draußen, die er noch nicht zu Gesicht bekommen hatte: große Wäldereien, hellbraune Wüsten und türkisfarbene Meere; der See der Ungeheuer, die Stadt der Geister, das herrliche Lankmar, das Land der Acht Städte, das Trollgebirge, die sagemumwobene Eis-Öde, einen großen rothaarigen Jungen mit ehrlichem Gesicht, den er bei den Piraten kennengelernt hatte – Orte und Leute, die ihm nun ewig fremd bleiben würden, die sich ihm jetzt aber in herrlichem Detail zeigten, wie von einem Meisterbildhauer gestaltet und bemalt.

Mit erschreckender Plötzlichkeit kehrte der Schmerz zurück und verstärkte sich. Das Nagen wurde zu Nadelstichen, ein vorsichtiges Tasten in seinem Innern – kräftige Finger, die an seinen Armen und Beinen entlang und auf sein Rückgrat zukrochen – ein Lockern und Knacken an der Hüfte. Verzweifelt straffte er seine Muskeln, um der Bewegung zu begegnen.

Dann hörte er die Stimme des Herzogs: »Nicht so schnell. Haltet mal einen Moment.« Maus glaubte einen Hauch von Panik in dieser Stimme wahrzunehmen. Gegen den Schmerz wandte er den Kopf und starrte in die unruhigen Augen. Sie schwangen wie kleine Pendel hin und her.

Und dann plötzlich, als gäbe es die Zeit nicht mehr, sah Maus eine andere Szene in diesem Raum. Der Herzog saß da, und seine Augen schwangen von einer Seite zur anderen, doch er war jünger, und auf seinem Gesicht zeigten sich Schrecken und Panik. Dicht neben ihm saß eine aufreizend gutaussehende Frau in einem dunkelroten Kleid mit gewagtem Ausschnitt und Ärmelschlitz, in denen gelbe Seide glänzte.

An Maus' Stelle auf der Streckbank lag ein wohlgeformtes, in höchsten Tönen wimmerndes Mädchen, das die rotgekleidete Frau unbarmherzig verhörte. Es ging um ein amouröses Zusammensein mit dem Herzog und einen Giftmordversuch an ihr, der Herzogin.

Schritte unterbrachen diese Szene, so wie ein geworfener Stein ein Spiegelbild im Wasser zerstört, und brachten die Gegenwart zurück. Dann eine Stimme: »Deine Tochter kommt, o Herzog.«

Maus stählte sich. Ihm war bisher nicht bewußt geworden, wie sehr er sich trotz seines Schmerzes vor dieser Begegnung fürchtete. Ihn erfüllte die bittere Gewißheit, daß Ivrian seinen Worten nicht gefolgt war. Er wußte, daß sie nicht böswillig war und ihn nicht hatte verraten wollen, doch gleichermaßen war sie ohne Mut. Sie würde sicher wimmernd herbeikommen, und ihre Qualen würden ihm auch noch den Rest seiner Selbstbeherrschung rauben und seine letzten hoffnungsvollen Pläne zunichte machen.

Leisere Schritte näherten sich jetzt; sie hatten etwas seltsam Gemessenes.

Es bereitete ihm Schmerzen, den Kopf so weit zu wenden, daß er auch die Tür sehen konnte; und doch tat er es und verfolgte, wie ihre Gestalt an Umriß gewann, als sie jetzt den verschwommenen Lichtkreis der Fackeln betrat.

Dann sah er die Augen. Sie waren weit aufgerissen und hatten etwas Starres. Sie waren unbeweglich auf ihn gerichtet. Sie wandten sich nicht ab. Das Gesicht war bleich, von einer tödlichen Ruhe geprägt.

Er sah, daß sie ein dunkelrotes Kleid trug, mit großem Ausschnitt und Armschlitzten, in denen gelbe Seide schimmerte.

Und dann machte Maus' Herz einen gewaltigen Sprung, denn er erkannte, daß sie seiner Bitte gefolgt war. Glavas Rho hatte gesagt: »Der Leidende kann seine Leiden dem Unterdrücker zuschleudern, wenn nur der Unterdrücker dazu gebracht werden kann, einen Weg für seinen Haß zu bahnen.« Jetzt lag ihm ein solcher Weg offen – ein Weg, der in Janarrls Innerstes führte.

Hungrig richtete sich Maus' Blick auf Ivrians starre Augen, als wären sie Zentren Schwarzer Magie unter einem kalten Mond. Jene Augen, das wußte er, würden empfangen, was er zu geben hatte.

Er sah, wie sie sich neben den Herzog setzte. Er sah, wie der Herzog seine Tochter von der Seite ansah und dann auffuhr, als wäre sie ein Gespenst. Doch Ivrian wandte nicht den Kopf, nur ihre Hand stahl sich heraus und legte sich auf seinen Unterarm, und der Herzog sank zitternd auf seinen Stuhl.

»Fortfahren!« hörte er den Herzog ausrufen, und

diesmal war die Panik in seiner Stimme ganz dicht vor dem Ausbrechen.

Das Rad drehte sich. Maus hörte sich mitleiderregend stöhnen. Aber da gab es jetzt etwas in ihm, das oben auf dem Schmerz schwamm und das daran nicht teilhatte. Er hatte das Gefühl, als gäbe es einen Pfad zwischen seinen und Ivrians Augen – einen felsigen Tunnel, durch den sich die Kräfte des menschlichen und auch eines übermenschlichen Geistes wie ein Bergstrom ergießen konnten.

Und noch immer wandte sie sich nicht ab. Ihr Gesicht blieb steinern, wenn er stöhnte, nur ihre Augen schienen sich zu verdunkeln, als sie noch bleicher wurde.

Maus spürte, wie sich in seinem Körper etwas regte. Durch die kochendheißen Wasser des Schmerzes stieg sein Haß, erreichte die Oberfläche und schwamm gleichfalls dort oben. Er stieß seinen Haß durch den felsigen Tunnel, sah, wie Ivrians Gesicht unter dem Aufprall noch totenstarrer wurde, sah, wie sich ihre Hand um den Unterarm ihres Vaters krampfte, spürte das Zittern, das Janarrl nicht länger unterdrücken konnte.

Das Rad drehte sich. Von weitem hörte Maus einständiges herzerreißendes Wimmern. Doch ein Teil seiner selbst hing jetzt außerhalb des Raumes, schien sich hoch hinaufzuschwingen in die frostige Leere über der Welt. Er sah ein nächtliches Panorama waldiger Hügel und Täler unter sich ausgebreitet. Nahe bei einer Hügelspitze ragte eine kleine Gruppe spitzer Türme auf. Als wäre er mit den magischen Augen eines Zaubervogels ausgestattet, konnte er durch die Wände und Dächer dieser Türme schauen, bis in die Fundamente

darunter, in einen winzigen, kaum erleuchteten Raum, in dem sich Menschen – kleiner als Insekten – zu schlimmem Tun zusammengefunden hatten. Einige machten sich an einem Mechanismus zu schaffen, der einem anderen Wesen Schmerz zufügte – einem Wesen, das eine sich windende Ameise sein mochte.

Und der Schmerz dieses Wesens, dessen Schreie dünn zu hören waren, hatten einen seltsamen Einfluß auf ihn da oben, stärkten seine inneren Kräfte und rissen ihm einen Schleier von den Augen fort – einen Schleier, der ihm ein schwarzes Universum verhüllt hatte.

Dann begann er ringsum ein gewaltiges Murmeln zu hören. Die frostige Dunkelheit wurde wie von mächtigen Flügeln erschüttert. Das stählerne Licht der Sterne durchschnitt wie schmerzlose Klingen sein Gehirn. Er spürte einen wilden Wirbel des Bösen wie einen reißenden Strom von Raubtieren von oben auf sich herabstoßen, und er wußte, daß es an ihm lag, diesen Ansturm zu lenken.

Er ließ ihn durch seinen Körper fahren und schleuderte ihn durch jenen ungebrochenen Pfad, der zu zwei schwarzen Punkten in dem winzigen Raum unter ihm führte – in die beiden starren Augen Ivrians, der Tochter des Herzogs Janarrl.

Er sah, wie sich die Schwärze des Wirbels wie ein Tintenfleck auf ihrem Gesicht bemerkbar machte, ihre weißen Arme hinabrann und ihre Finger färbte. Er sah, wie sich ihre Hand zuckend um den Arm ihres Vaters klammerte. Er sah, wie sie ihre andere Hand dem Herzog näherte und ihre geöffneten Lippen an seine Wange hob.

Und dann, einen Augenblick lang, während die

Fackeln blau durchgepeitscht wurden von heftigen Windstößen, die die Steine des Kellerraumes zu durchdringen schienen ... einen Moment lang, während die Folterknechte und Wächter ihr Handwerkszeug fallen ließen ... einen unauslöschlichen Augenblick des erfüllten Hasses und der vollzogenen Rache, sah Maus das starke, gedrungene Gesicht Herzog Janarrls in höchstem Entsetzen erzittern, sah die Gesichtszüge, die wie ein schweres Tuch von unsichtbaren Händen durchgewrungen wurden, sah sie zerfallen in Hilflosigkeit und Tod.

Die Bänder, die Maus gehalten hatten, entspannten sich. Sein Geist stürzte wie ein Vogel auf den Kellerraum zu.

Ein stechender Schmerz erfüllte ihn, doch ein Schmerz, der Leben verhieß und nicht den Tod. Über ihm war die niedrige Steindecke. Die Hände am Rad waren weiß und schlank. Dann merkte er, daß der Schmerz ein Schmerz der Entspannung war, als jetzt der Druck auf seine Arme und Beine nachließ.

Langsam löste Ivrian die Lederbänder um seine Hand- und Fußgelenke. Langsam half sie ihm auf, stützte ihn mit ganzer Kraft. Sie schleppten sich durch den Raum, aus dem alle anderen entsetzt geflohen waren mit Ausnahme einer zusammengesunkenen, juwelengeschmückten Gestalt in einem hölzernen Stuhl.

Sie blieben einen Augenblick davor stehen, und er betrachtete das tote Ding mit dem kühlen, befriedigten, maskenhaften Ausdruck einer Katze. Dann gingen sie weiter, die Treppen hinauf, Ivrian und der Graue Mausling, durch die in panischem Entsetzen verlassenen Korridore, hinaus in die Nacht ...